



DIE ZEITSCHRIFT DES
SCHWEIZERISCHEN INSTITUTS FÜR
KINDER- UND JUGENDMEDIE

BUCH & MAUS

1/11

SCHWERPUNKT:
Literarische Rauschzustände

LITERATUR ALS ERINNERUNGSKUNST:
Jan Koneffke im Gespräch

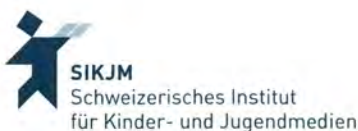
LITERATURSZENE SCHWEIZ:
Das Kindermuseum in Baden

Liebe Leserinnen und Leser

Als sich im 18. Jahrhundert das stille Lesen durchzusetzen begann, warnten die Pädagogen vor Selbst- und Weltverlust im Rauschzustand, den das Versinken in fiktiven Räumen mit sich bringe. Dieselben Risiken schreibt man heute der Immersion in virtuelle (Spiel)welten zu. Lesen – und sei es noch so rauschhaft – gilt dagegen als produktive und fantasiefördernde Tätigkeit. Als Thema der Kinder- und Jugendliteratur wird die Entgrenzung in der Lektüre stilisiert und gefeiert. Kreativität, Fantasie und elementare Glückserfahrungen entzünden sich gerade an diesen Grenzüberschreitungen – so verfügt auch das Bilderbuch über ein grosses ästhetisches Potential, um das Traumhafte, Assoziative zum Ausdruck zu bringen. Dennoch sind es häufig nur begrenzte Freiräume in einem ansonsten geordneten und geregelten Alltag, in denen das Rauschhafte seine Berechtigung erhält.

In der Jugendliteratur wird der Rausch nicht als ein Bestandteil menschlicher Existenz, sondern als eine Phase der Gefährdung thematisiert, die man mit grösstmöglichem Lerngewinn hinter sich zu bringen hat. Die Auseinandersetzung mit dem Rausch konzentriert sich deshalb auf negative, gefährliche Bereiche: der gelegentliche Griff zum Bierglas oder zum Joint wird dort sofort zur schweren Sucht. Die Einordnung dieser Sucht in ihren gesellschaftlichen Kontext fehlt häufig – anders als in Büchern über Gewalt, die auf differenzierte Weise das System (mit)analysieren, in dem aggressives Verhalten entsteht. Anregende Lektüren wünschen Ihnen

CHRISTINE LÖTSCHER UND MANUELA KALBERMATTEN,
Redaktorinnen Buch&Maus



TITELBILD AUS: CLAUDIA CARLS: WOHER KOMMT DER WIND? MINEDITION
2010. SIEHE S. 8

INHALT

RAUSCHERLEBNISSE IN DER LITERATUR

Eine kleine Geschichte des Leserausches 2
CHRISTINE LÖTSCHER

Bücherverschlingen fördert die Lesekompetenz 4
CHRISTINE TRESCH

Jugendliche TrinkerInnen als Vorbildfiguren 5
MANUELA KALBERMATTEN

Jens Thiele über rauschhafte Momente im Bilderbuch 8
MANUELA KALBERMATTEN

Ein Plädoyer für die Zumutung der Gewalt im Jugendbuch 11
CHRISTINE KNÖDLER

STANDPUNKT

«Paul das Hauskind» von Peter Härtling 14
ANDREA DUPHORN / CHRISTINE TRESCH

JAN KONEFFKE

Ein Interview über das Schreiben, Erinnern, Erfinden 16
CHRISTINE LÖTSCHER

KINDERTHEATER

Dem Theater für Kleine tut Grösse gut 20
STEFAN BUSZ

LITERATURSZENE SCHWEIZ – KINDERMUSEUM BADEN

Ein Besuch in den Wunderkammern der Kinderkultur 21
MANUELA KALBERMATTEN

NEUERSCHEINUNGEN

Bilderbücher 23
Kinderbücher 25
Jugendbücher 28
Sachbücher 32
Comics 33
Hörbücher 33

AUS DEM INSTITUT 34

KOLUMNE: DER BIBLIOTHEKAR AUF SCHATZSUCHE 34

INFOS 35

VERZEICHNIS / IMPRESSUM / AGENDA 36

STEHT DIE FANTASIE SCHON BALD UNTER ARTENSCHUTZ?

Lesen bildet, es fördert die Empathie und erlaubt folgenloses Probehandeln: So lautet heute die Mainstream-Einschätzung. Rauschhaften Zuständen beim Lesen darf man sich ohne schlechtes Gewissen hingeben – denn für die gefährlichen Entgrenzungen sind die Neuen Medien zuständig. Doch dieselben Gefahren, die vermeintlich von Games und Internet drohen, wurden 200 Jahre lang dem Lesen unterstellt. CHRISTINE LÖTSCHER geht dem Phänomen des Rauschlesens nach, empirisch und mit Blick auf die Kulturgeschichte.

«Ich bin total auf Schlafentzug. Ich muss mich hinlegen.» Meine Schwester streckt sich auf dem Sofa aus und lässt sich einen Ristretto servieren, den dritten in einer halben Stunde. Aus dem Kinderzimmer torkelt derweil meine Tochter, sie ist unterwegs in die Küche; in der Hoffnung, mit Schokolade über die Runden zu kommen. Zwischen den beiden liegen dreissig Jahre Altersunterschied, doch im Leserausch sind alle gleich: Die Szene spielt am dritten Tag nach Erscheinen von «Harry Potter und die Heiligtümer des Todes».

Entgrenzung

«Harry Potter» war und ist für viele ein extremes Leseerlebnis, bleibt aber nicht das einzige. Bei Erwachsenen sind es Stieg Larssons Thriller oder die Romane von Dan Brown, Rauschpotenzial haben aber auch Romane von Jonathan Franzen, Philip Roth, Zadie Smith oder Khamila Shamsie, bei Kindern und Jugendlichen vor allem Fantasy-Romane (Stephenie Meyers «Bis(s)»-Saga natürlich, und zurzeit auch Kerstin Giers fantastische Comedy-Liebesgeschichte in der «Edelstein»-Trilogie) – lauter gross angelegte Erzählungen, die Gesellschaftspanoramen bieten, mit mehr oder weniger psychologischer, politischer oder historischer Tiefendimension. So denken wir zumindest heute darüber.

Die Fantasie auf Diät

Das Phänomen des verantwortungslosen Lesens bis zur Selbstvergessenheit gibt es, seit das stille Lesen im 18. Jahrhundert Einzug in die bürgerlichen Salons hielt. Wunderbar, dachten sich die Aufklärungspädagogen: Wenn wir Mädchen und Frauen durch die Buchstaben in imaginäre Welten reisen lassen, bleiben sie brav zuhause, und das erst noch freiwillig. Dabei liessen sie Risiken und Nebenwirkungen ausser acht: Sie mussten feststellen, dass beim Lesen die akute Gefahr bestand, sich im Buch zu verlieren. Denn was geschieht genau, wenn einen der Leserausch packt? Es gibt ganze Bibliotheken,

die davon erzählen, von Cervantes' «Don Quijote» bis zu Cornelia Funkes «Tintenwelt-Trilogie» oder Lev Grossmans Roman «Fillory», der von der Verbindung zwischen Sehnsucht und Imagination erzählt wie schon lange kein fantastischer Roman mehr. Lustvoll, todesmutig lässt man sich den Boden unter den Füßen wegziehen, macht die psychischen Grenzen auf, die sonst das garantieren, was wir Identität nennen.

Diese Entgrenzung des Ich ist eng mit der Entstehung des Romans gekoppelt. Wer still für sich Romane liest, geht sich selbst verloren – das war schon Miguel de Cervantes klar, als er mit seinem Ritter von der traurigen Gestalt den wohl verrücktesten und konsequentesten Leser der Literaturgeschichte schuf: «...er versenkte sich so tief in die Bücher, dass er über ihnen die Nächte vom letzten bis zum ersten Licht und die Tage vom ersten bis zum letzten Dämmer verlas, und der knappe Schlaf und das reichliche Lesen trockneten ihm das Hirn ein, so dass er den Verstand verlor. Sein Kopf bevölkerte sich mit dem, was er in den Büchern fand, mit Verzauberungen und Turnieren, mit Schlachten, Fehden, Blessuren, Liebeschwüren, Amouren, Herzensqualen und anderem abwegigen Unfug. All das nistete sich so fest in seinem Geist ein, dass ihm das Lügengebäude der phänomenalen Phantastereien, von denen er las, ganz unverrückbar wurde und es für ihn auf Erden keine wahrere Geschichte gab.»

200 Jahre lang galt unter dem pädagogischen Begriff Leseerziehung die Ansicht, dass der Zugang zu fiktiven Welten eingeschränkt und kontrolliert werden muss, nicht anders als bei der realen Welt mit ihren Gefahren und Versuchungen. Um die Lektüre in massvoll-bekömmliche Bahnen zu lenken, entwickelten die Fantasiepädagogen des 18. und 19. Jahrhunderts eine Diätetik der Imagination, wie sie der Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke nennt: «Den schnell konsumierten, die Einbildungskraft überfüllenden und auf diesem Weg die Sinnlichkeit reizenden Stoffen soll normativ eine langsame und intensive Wiederholungslektüre gegenübergestellt werden, die sich als intellektuelle Arbeit ausweist und deren Ziel das Verstehen ist» (Körperströme und Schriftverkehr, Fink



ILLUSTRATION: BRIAN LIES; BATS AT THE LIBRARY, HMCO 2008

Atemlos, ganz im Text verloren, identifizieren sich die lesenden Fledermäuse mit Winne the Pooh oder spielen bei Peter Rabbit mit.

1999). Strenge Kritiker des rauschhaften Lesens waren die Protestanten. Die Puritaner versuchten, ihre Schäfchen zur sogenannten intensiven Lektüre (zurück) zu führen: «Halte dir wenige Bücher, aber wähle sie gut und lies fleissig darin, mögen sie von religiösen oder von weltlichen Dingen handeln. Viele Bücher lesen hält den Geist von der Meditation ab. Vieles Lesen belastet den Geist», wurde gelehrt. In der Schule hat sich das Konzept der gründlichen, verstehenden Lektüre bis heute durchgesetzt – was mit ein Grund dafür ist, dass Deutschunterricht und Leseförderung sich manchmal im Weg stehen.

Neue Medien, alte Argumente

Heute, so hat es den Anschein, ist der Leserausch erlaubt, wenn nicht sogar erwünscht – als sicher lehrreichster aller Rauschzustände. Denn das, was die Aufklärer so gefährlich fanden, das Abheben in Fantasiewelten, wird heute als bedrohte Kulturtechnik geradezu idealisiert, was sich in den vielen Romanen spiegelt, in denen ein magisches Buch die jugendlichen ProtagonistInnen zu aufregenden Abenteuern, bahnbrechenden Erkenntnissen und, vor allem, zur Selbstfindung führt. Die am Entwicklungsroman orientierte Erzählstruktur dieser Bücher suggeriert, dass Lesen mehr ist als Fantasietätigkeit, nämlich Probehandeln, das zu mehr Sozialkompetenz und Reife führt. Das beste Beispiel für diesen Prozess ist nach wie vor Michael Endes «Die unendliche

Geschichte» (1979). Dass lustvolles Lesen vor noch nicht allzu langer Zeit als passiv galt, kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Man unterstellte, dass geniessendes Lesen mit einer rein konsumierenden Haltung verknüpft sei.

Erst die Etablierung des Fernsehens hat die kulturelle Wertschätzung des Lesens gesteigert, wie die Lesesozialisationsforscherin Cornelia Rosebrock schreibt – mit der Folge, dass die pädagogische, wissenschaftliche und kulturkritische Aufmerksamkeit auf diesen neuralgischen Punkt unserer Kultur gerichtet sei.

Noch grösser ist die Angst vor virtuellen Bilderwelten im Internet und in Computergames. Mit ihrer zunehmend perfekten Simulation gelten sie als die Totengräber der Fantasie. Die Angst, dass sich im Bewusstsein von Jugendlichen die Grenzen zwischen realer und virtueller Welt verwischen könnten, artikuliert sich mit den gleichen Formulierungen und Argumenten wie im 18. Jahrhundert. Ob der aktuelle Medienwandel zu einem ganz neuen Bewusstsein führen wird, ob die Menschen weiter fantasieren oder sich in perfekt simulierten virtuellen Welten fundamental entgrenzen werden, ist noch umstritten. Solange Jugendliche für einen Fantasy-Roman alles stehen und liegen lassen und erwachsene Frauen mit Augenringen zur Arbeit gehen, ist das Lesen nicht vom Aussterben bedroht.

LEBENSNOTWENDIG, LUSTVOLL, LEIDENSCHAFTLICH

Viele Kinder entdecken nach dem Schrifterwerb die Serienliteratur für sich. Sie werden so – mit Lektüren, die wir Erwachsene etwas despektierlich als «Lesefutter» bezeichnen – zu leidenschaftlichen LeserInnen. Diese Phase des Bücherverschlinsens bindet Leidenschaft und festigt Lesekompetenzen. VON CHRISTINE TRESCH

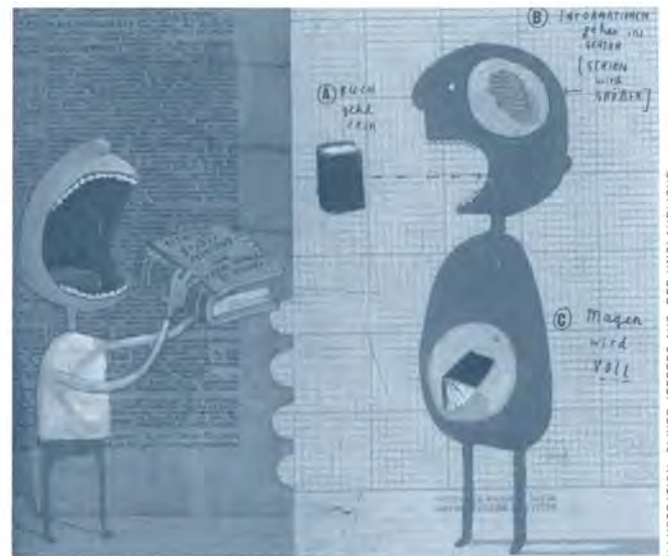
Die wilden Kerle in Maurice Sendaks «Wo die wilden Kerle wohnen» haben Max zum Fressen gern. Und Max genießt diese bedingungslose Zuneigung – zumindest vorübergehend. Doch er spürt, dass sie nicht alles ist. Dass es noch eine andere, nähendere Liebe gibt, eine kompliziertere auch, eine mit Licht und Schatten: sein Zuhause.

Viele Kinder durchlaufen während ihrer Lesesozialisation eine Phase, in der sie Bücher verschlingen. Ihre Liebe zu Buchserien und ihren HeldInnen steht während dieser Zeit dem Affekt der wilden Kerle Max gegenüber in nichts nach. Sie bewohnen die Bücher, verschlingen die Texte. Auf dem Weg zur kompetenten LeserIn, zum kompetenten Leser kommt dieser Phase intensiver Kinderlektüre eine zentrale Rolle zu. In ihr werden nach dem mühsamen Leseerwerb Leseautomatismen trainiert. Das immer wieder gleiche, überschaubare Setting einer Serie erleichtert die Lektüre: Die LeserInnen kennen nach ein, zwei Büchern die Figuren und ihre Eigenheiten, sie wissen, was sie erwartet und identifizieren sich mit den ProtagonistInnen; sie werden lesend Teil der Bande, die Verbrechen nachspürt, in der Vergangenheit Rätsel löst, sich dunklen Mächten in den Weg stellt ...

Serienlektüre als Kapitalanlage

Heute wissen die meisten Lehrpersonen, BibliothekarInnen und Eltern, dass dieser rauschhafte Zustand keine moralische oder sittliche Gefährdung darstellt. Dem ist noch nicht allzu lange so. Als die Schreibende in den 1970er-Jahren mit Karl May zur leidenschaftlichen Leserin wurde und jede Woche zwei, drei May-Bände in einer von Ordensfrauen geführten Bibliothek auslieh, wurden die Eltern benachrichtigt: Das Leseverhalten ihrer Tochter gebe Anlass zur Besorgnis. Die Eltern liessen die Tochter gewähren. Zum Glück.

Die Kinderbuchverlage reagieren auf den Serienhunger ihres Zielpublikums und auf die Trends im Buchmarkt. Vampire und Geister gehören heute genauso zum Warenkorb wie Fantasyschwärme. Egal, ob unzählige kürzere Titel – wie Mangaserien oder Bücher aus der Serienfabrik von Thomas Brezina – oder Wälzer: die Menge der bewältigten Lektüre, das zeigt



«Bücherfresser» leben in ihrer Lektüre – und lernen dabei.

die Leseforschung, wirkt sich positiv auf die Leseflüssigkeit, das Leseverständnis und das Selbstkonzept aus; alles zentrale Faktoren für eine gute Lesekompetenz. Kinder, die diese Phase des Bücherverschlinsens nicht erleben, die nach dem Schrifterwerbsprozess Leseautomatismen nicht einüben können, haben in der Folge oft mit Leseschwächen zu kämpfen. Und wer später grundlegende kognitive Lesekompetenzen trainieren muss, wird keine ebenso leicht lesbaren Serien mehr zur Hand haben wie in der Primarschulzeit.

Max ins Sendaks «Wilden Kerlen» wird der Liebe der wilden Kerle überdrüssig. Sie reicht ihm nicht mehr. Mit dem Ende des selbstvergessenen Serienlesens ist das ähnlich. Es stellt sich in fast jeder Lesebiografie früher oder später ein. Dann wird der Serienkosmos abgelöst durch individuellere Lektürepraxen. Ab und zu erlauben auch diese, sich wie früher in einer Lektüre zu verlieren, sich von einer Geschichte mittragen zu lassen. Und am Ende verwundert den Kopf zu schütteln darüber, dass die Welt um einen herum die gleiche geblieben ist, während man selber reich beschenkt und wehmütig von einer Reise zurückgekommen ist und der Alltag einem in ganz anderem Licht erscheint.

FLIEGEN, WENN DIE SCHWERKRAFT ES ZULÄSST

Jugendromane um trinkende Teenager erzählen meist nicht von Berauschtigkeit: Nüchtern berichten sie stattdessen von vorbildhafter Selbstbeobachtung und -kontrolle. Dem Rausch und seiner Wirkung wird im Jugendbuch selten eine eigene Ästhetik zugestanden. VON MANUELA KALBERMATTEN

Truth hat mal wieder viel zu viel Wodka getrunken. Hat einmal mehr die Kontrolle über sich verloren, sich erst vollgepinkelt und dann mit ihren Freunden gestritten. Ist abgehauen von der Party mit drei Typen, die sie nicht kennt und die ihr im Auto an die Wäsche wollen. Hinter ihnen her sind Truths Freunde, die sich um sie sorgen: Skye, die sich mit Ryan eingelassen hat, für den Truth schon lange schwärmt. Und die naive Vale, die von Skye und Truth als Chauffeurin ausgenutzt wird, wenn die mal wieder betrunken sind. Am Ende dieser Nacht aber sind zwei Jungen tot, die begnadete Basketballerin Skye verliert einen Arm, Vales Schulter muss genagelt werden. Nur Truth bleibt unverletzt bei dem Autounfall, der sich aus der Verfolgungsjagd entwickelt hat. An ihr ist es, Ryans Tod zu betrauern, sich schuldig zu fühlen. «Es war ein Unfall», trösten die Erwachsenen, aber Truth kennt die Wahrheit: «Unfälle gibt es nicht.» Nur Ketten von Fehlern.

Saufen «bis ans Limit», bis zum «Filmriss»

«Wie im Rausch» heisst der Roman von Diane Tullson um Truth und Skye, die sich von Suff zu Suff hangeln; «Bis ans Limit» das Buch von Elisabeth Zöllner und Brigitte Kolloch um Florian, der sich um alle Freundschaften und fast zu Tode trinkt; «Filmriss» der Text von Olaf Büttner, in dem Birte und ihre Clique öfters mit Alkoholvergiftung im Spital landen. Die Titel sind Programm: Alle drei Bücher sind nach dem Muster derselben Abwärtsspirale geschrieben. Zuerst haben die Ich-ErzählerInnen nur ein paar «Einsamkeitsbier» getrunken, «das leere Gefühl im Bauch weggespült». Schliesslich fühlt man sich als Teenager unverstanden, von den Eltern vernachlässigt oder überbehütet und grundsätzlich als etwas Abstossendes behandelt. «Soll man sich als Pubertierender ein Schild umhängen, auf dem steht: 'Nicht ansprechen. Wegen Umbau geschlossen!?'», fragt sich Florian, und Birte empört sich über ihren Vater: «Er betont mein Alter, als sei es eine Krankheit, mit der man nach zehn nicht mehr unterwegs sein darf.»

Aus dem gelegentlichen Bier wird rasant eine Sucht, die Rolltreppe führt schneller abwärts, als man die Seiten umblättern kann. In Windeseile haben die Jugendlichen gelernt, «den

Kehlkopf auf Durchzug zu schalten, um alles einfach in mich reingluckern zu lassen». Weil die Eltern, vor allem die Väter keine Grenzen setzen – «Manchmal wünsche ich mir, er würde laut werden» oder «Ich glaub, Eltern müssen Grenzen zeigen. Das bringt man selbst nicht» – werden aus den Kids schwere AlkoholikerInnen, die lügen, betrügen und klauen für ihre Sucht. Und haltlos in die Katastrophe schlittern.

Für Florian geht die Sache mit einer Kliniktherapie noch glimpflich aus. Truth dagegen wird mit ihren Schuldgefühlen für immer leben müssen. Und für Frieda kommt jede Hilfe zu spät. Wenn sie im Suff zuschlägt und ins Tagebuch schreibt «Ich stand neben mir und sah mir selbst zu»; wenn Birte sich «in einer Wolke aus Schweiß, Qualm und Alkoholgestank» im wilden Tanz um sich dreht, dabei «irgendwelche Hände an meinem Körper» fühlt und konstatiert: «Es ist nicht mehr mein Körper, er fühlt sich ganz fremd an», dann wird vorweggenommen, was später am Strand passiert: Frieda wird nach einer Sauforgie vergewaltigt, weil sie sich, sturzbetrunken, nicht mehr wehren kann: «ich selbst funktioniere nicht, mein ganzer Körper ist lahmgelegt». Hier wird ein Verbrechen instrumentalisiert, um die Folge falschen Verhaltens zu demonstrieren: Weil sich der Mensch im Rausch verliert, so suggeriert «Filmriss», weil er sich fremd wird, seine Prinzipien, kurz: seine Persönlichkeit vergisst, werden Jungen brutale Triebtäter oder selbstdestruktive Einzelgänger (wie Florian in «Bis ans Limit»); Mädchen dagegen willen- und hilflose Objekte männlicher Übergriffe (wie Frieda, Birte und Truth).

Papierjugendliche demonstrieren die Selbstanalyse

Solche Romane lassen sich als klassische Warn- und Abschreckgeschichten lesen. Ihre ProtagonistInnen durchlaufen eine Negativspirale, deren nächste Station den LeserInnen aus der Lektüre unzähliger ähnlich gestrickter «Fallgeschichten» (oft aus der Feder derselben AutorInnen) bekannt ist. Natürlich machen diese Papierjugendlichen, die ohne wirkliche psychologische Tiefe oder charakterliche Eigenheiten sind, bis zur Ernüchterung nach der Katastrophe und der folgenden Umkehr alles falsch. Trotzdem beschränkt sich ihre Funktion

nicht auf die der Abschreckfigur, im Gegenteil: Während sich die Kids auf narrativer Ebene daneben verhalten und die Gefahr des Alkoholkonsums mit dem Holzhammer demonstrieren, ist ihnen zugleich die Vorbildfunktion eingeschrieben.

Denn was Birte und Florian, aber auch die auf der Ebene der Erzählung «geopferte» Frieda zu Vorbildfiguren macht, ist ihre starke Fähigkeit zur Selbstreflexion, zur genauen, andauernden Selbstbeobachtung, die sie in der «Alkoholkrise» entwickeln. Frieda vertraut ihrem Tagebuch nicht nur ihre Gefühle, sondern auch alle Ausschweifungen detailgenau an. Dass ihre Einträge, oft kurz nach dem Vollrausch verfasst, keine Spur dieses Rausches tragen, sondern nüchtern, abgeklärt daherkommen, verstärkt noch den Eindruck ihrer Funktionalität: Genau wie die Bewusstseinsberichte, die Florians Gefühle wiedergeben, haben diese Texte den Charakter einer Beichte, eines Geständnisses, in dem jede Lust und jedes Begehren, jedes «abweichende» Fühlen, Denken, Handeln registriert, analysiert und in inneren Monologen, Gesprächstherapien oder im Schreiben zum Sprechen gebracht wird.

«Ich trinke jeden Tag. Ich merke, dass ich trinke.»

Vor allem der 16-jährige Florian ist Meister dieser Selbstanalyse: «Ich nehme die Wodkaflasche und spüle die Scham hinunter. Ich spüle mich rein und sauber und leer. Ich trinke, weil ich mich schäme. Danach schäme ich mich, weil ich trinke. Ich trinke weiter. Ich trinke regelmässig. Ich trinke jeden Tag. Ich merke, dass ich trinke. Ich merke, dass ich regelmässig und jeden Tag trinke. (...) Ich trinke jeden Tag mehr. (...) Ich kann nicht aufhören. Ich kann nicht denken. Ich kann nicht sprechen. Ich kann das Schweigen nicht aushalten.»

Die Beschreibung des Rausches selbst wird dabei auf ein Minimum standardisierter Phrasen reduziert wie «Es macht Klick im Kopf, dann ist alles egal», «Ich trinke, die Welt wird so leicht» oder «Wodka hilft. Betäubt den Schmerz». Auch die Floskeln, mit denen die Figuren ihr Verhalten relativieren – «Wir feiern gern ein bisschen, aber das tun ja alle» – wirken wie pflichtbewusst eingestreute obligatorische Zutaten der Gattung. Im Zentrum stehen keine Geschichten von Sucht oder Rausch, sondern die Entwicklung von Jugendlichen zu Subjekten, die lernen, sich selbst, ihren Körper und ihre Leidenschaften konstant zu analysieren, um massvolle Erwachsene zu werden, die sich – indem sie sich zum Objekt der eige-

nen Überwachung machen – selbst regieren und den Eltern, der Polizei, dem Staat die Arbeit abnehmen.

Selbstregulierung statt Gesellschaftskritik

Nicht zufällig sind die Eltern immer hilflos, absent oder stammen selbst aus einer Familie, die mit Suchtproblemen kämpfte. Oft wird angedeutet, dass diese auf Vererbung zurückgehen. So Truth's Vater: «Truth, dein Grossvater hat sich so betrunken, dass er in die Küchenspüle gepinkelt hat.» 'Wieso erzählst du mir das?' (...) 'Ich muss aufpassen, wie viel ich trinke. Vielleicht ist es bei dir genauso.' So wird Sucht aus ihrem Kontext gelöst und auf die private Ebene verlagert. Ausgeblendet werden gesamtgesellschaftliche Probleme wie Leistungsdruck und damit einhergehende Erwartungen an die Entwicklung einer stabilen Persönlichkeit, die harte Arbeit an sich selbst und die Bemühung um ein geregeltes Leben, aber auch Werte, die die individuelle Lebensgestaltung preisen und die Individuen unaufhörlich auffordern, Schmiede ihres eigenen Glücks zu sein. Anstelle einer kritischen Betrachtung dieses Kontextes weisen auch diese Texte Jugendlichen konstant die Aufgabe der Selbstregulierung zu.

Von Interesse ist nicht der Rausch als individuelles wie kulturelles Phänomen, als «eine weitere unter mehreren möglichen Wirklichkeitskonstruktionen mit eigenen Regeln, veränderten Raum-Zeit-Bezügen und Körperwahrnehmungen», wie Yvonne Niekrenz und Sonja Ganguin den Begriff in ihrem interdisziplinären Band «Jugend und Rausch» (Juventa 2010) definieren. Es verhält sich mit den Magersüchtigen und Shopaholics, den KifferInnen und Gewalttätigen in der Jugendliteratur gleich wie mit den TrinkerInnen: Alle verfallen mit der Sucht, die kaum vom Rausch als zeitlich begrenztem Phänomen getrennt wird, einem «abweichenden» Verhalten, dem etwas Krankes, Destruktives, Unproduktives anhaftet. Die Flucht in den Rausch steht der Leistungsethik entgegen, die die Jugendlichen sich aneignen sollen, er separiert sie von der Gemeinschaft, ist ökonomisch «nutzlos». Das wissen die Figuren selbst, vor allem Florian: «Ein Bier. Noch eins. Einen Wodka und dann noch einen. (...) Uns gehört die Welt. Wir wollen unseren Spass. Aufhören zu denken. Mehr nicht. Wir haben unseren Rausch, wir sind in unserer Wolke, wir sind hier. Jetzt. Wir sind unantastbar. (...) Und die Welt lassen wir nicht zu uns herein. Hierher nicht.» Sogar dem Erlebnis der



FOTO: ZVG

Bis zum «Filmriss»: Wie die Medien entwerfen Jugendbücher über Sucht drastische Bilder vom «Komasaufen».

Loslösung von gesellschaftlichen Erwartungen ist die Selbstreflexion, die der Rausch doch zum Schweigen bringen sollte, eingeschrieben.

Grössenphantasien bitte nur bei guter Bodenhaftung!

So wird der Rausch nie zu einem Seinsbereich der Entgrenzung, intensiven Erfahrung oder alternativen Wahrnehmung, wie er es in der Literatur (für Erwachsene) zumindest zu gewissen Zeiten sein durfte. Etwa in Friedrich Glausers «Fieberkurve» (1938; Unionsverlag 2005), wenn sich Wachtmeister Studers Einstellung zu Zeit und westlicher Emsigkeit in den Rauchwolken des Kif auflöst: «Ins Bureau? Wozu? Das Amtshaus, der Dienst, die Segnungen der westlichen Kultur: Betriebsamkeit, Arbeit nach der Uhr, Dienstzeit, der Lohn am Monatsende, wo waren sie geblieben? Wozu dies alles? (...) Nur ein winziger Tropfen war man doch im Nebelschwaden der Menschheit – und verdunstete...» Die Wonnen des Haschischrauschs («im Kopfe begann es farbig auszusehen»), die der Wachtmeister erlebt und die dargeboten werden in assoziativer Sprache voller Leerstellen, die mit Fantasie oder Erinnerungen gefüllt werden, bleiben der Jugendliteratur versagt.

Einer Wirkungsästhetik des Rausches öffnen sich allenfalls Texte der All-Age-Literatur wie Janet Fitchs bewegender Roman «Paint it Black» (Lübbe 2007): Er erzählt von einer 20-jährigen Aussenseiterin im Kalifornien der 1980er-Jahre, deren Freund sich umgebracht hat und die dabei ist, die Scherben aufzusammeln, wieder zur «wahren Welt» vorzustossen, die sie an den Rändern des Alltäglichen ahnt. Josie Tyrell, philosophisch, traurig und vital, auch und gerade unter dem Einfluss von Wodka, Gras, Koks oder Valium, Josie also hat alles, was den Problembuchfiguren fehlt: Tiefe, Verletzlichkeit, Wärme, Bezug zu Zeit und Gesellschaft und Widerstandskraft gegen eine Leistungsethik, der die Florians und Birtes sich beugen: «Was war falsch daran, kein grosses Ziel zu haben? War das denn ein Verbrechen? Eine antiamerikanische Haltung?» Der Rausch zeigt sich bei Glauser und Fitch als Bewusstseinsweiterung und Inspirationsquelle (Studer hat viele Eingebungen im benebelten Zustand), aber auch als Flucht vor Schmerz und Überforderung, als Mittel der Abgrenzung von und der Kritik an einer Gesellschaft, die doch den Rausch und seine

Ventilfunktion braucht. Ohne die Gefahr von Rausch und Sucht (gerade) für Jugendliche verharmlosen zu wollen, muss festgestellt werden, dass diese Thematik in den «Real-Life»-Jugendromanen letztlich kaum als gesellschaftliches oder individuelles Phänomen interessiert, sondern vor allem in ihrer Funktionalisierung als Übergangsphase, in der die ProtagonistInnen die Fähigkeiten der Selbstanalyse, der Sorge um sich und die eigenen Ressourcen üben. Anders als Truth, die stumm und fast bis zum Ende «uneinsichtig» bleibt, meistert Florian diesen Prozess. Nach der selbst gewählten Kliniktherapie weiss er, dass Grössenphantasien letztlich irreführen: «Es war nicht nur das Easy-Sein, das Problemverkleinern, das mich am Alkohol anlockte. Es war mehr noch das Weitersein, Grössersein, als man in Wirklichkeit ist.»

An die Stelle der Rauscherfahrung, die Grösse verspricht, tritt die vernünftige Einschätzung eigener «Anlagen»: «Während ich vorher auf etwas Grosses, Unbestimmtes zugeht, das man Zukunft nannte (aber gross musste es sein, gross, grösser, Wachstum!), habe ich jetzt gelernt, mit meiner Durchschnittlichkeit, Langeweile und meinen normalen Motivationen auszukommen. Ebenso mit (...) Hoffnungen und der Wirklichkeit. Ich merke jetzt, dass ich in kleinen Schritten das Machbare (...) bewältigen kann.» Was hoffnungsvoll klingen, Lebbarkeit schaffen soll, verweigert eine Lebbarkeit, die sich über intensive Erlebnisse gestalten will. Denn «Fliegen ist auch erlaubt» – aber nur, «soweit die eigene Schwerkraft es zulässt». Der didaktische Gehalt dieser Bücher liegt letztlich weniger in ihrer präventiven Funktion, sondern in ihrem nie direkt deklarierten, latent aber immer vorhandenen «Angebot» der Erziehung zur Selbsterziehung.

LITERATUR

OLAF BÜTTNER

Filmriss

Ravensburg: Ravensburger Buchverlag 2010. 256 S., Fr. 17.90

DIANE TULLSON

Wie im Rausch

Aus dem Englischen von Gerda Bean.
Hamburg: Carlsen 2010 (2004). 224 S., Fr. 8.50

ELISABETH ZÖLLER / BRIGITTE KOLLOCH

Bis ans Limit

Hamburg: Klopp 2009. 208 S., Fr. 15.90

«DAS RAUSCHHAFTHE HAT VIELE SPIELARTEN IM BILDERBUCH»

Das Nicht-Logische, Traumhafte und Surreale tritt in Bilderbüchern oft nur als begrenzter Freiraum auf. Wenn lustvoll-rauschhafte Momente und eine entgrenzte Bildsprache aber ins Zentrum treten, werden bewegende Seherlebnisse möglich. Bilderbuchforscher Jens Thiele sagt im Interview mit MANUELA KALBERMATTEN, wo sie anzutreffen sind und welches Potential sie bergen.

Buch&Maus: Jens Thiele, in der so genannt realistischen Kinder- und Jugendliteratur erhalten rauschhafte Zustände entweder wenig Raum, oder sie werden stark problematisiert – stattdessen werden Nüchternheit, Vernunft und Selbstkontrolle als erstrebenswerte Tugenden propagiert. Gilt das auch fürs Bilderbuch? Welche Rolle spielt das Traumhafte, Surreale, Assoziative in diesem Medium?

Jens Thiele: Fantasie und Traum spielen in der Geschichte des Bilderbuchs bis heute durchaus eine wichtige Rolle, da sie von den Erwachsenen als Ausdruck der spezifisch kindlichen Weltsicht verstanden werden. Daher billigt man Kindern im Bilderbuch gerne das Alogische, Magische und Traumhafte zu – freilich eher als momentanen Freiraum innerhalb eines organisierten Alltags.

In Elsa Beskows «Hänschen im Blaubeerenwald» (1903; Loewe 1990), in «Der kleine Häwelmann» von Theodor Storm (neu illustriert von Henriette Sauvant, Aufbau 2006) oder in Maurice Sendaks «Wo die wilden Kerle wohnen» (1967, Diogenes 1992) lösen sich die Fantasien, die die populären kindlichen Helden im Bilderbuch durchleben, am Ende der Erzählungen auf und lassen ein «vernünftiges Kind» zurück, ganz im Sinne gewünschter Erziehungsnormen. Und wenn die kindlichen Erfahrungen im Bilderbuch gar rauschhafte Züge annehmen, wie beim kleinen Häwelmann, der gar nicht genug be-

kommen kann von der wilden nächtlichen Reise hoch oben am Himmel, so endet die Erzählung abrupt, hier durch einen tiefen Fall ins Wasser. Die moralisch-pädagogischen Kontrollinstanzen, denen das Bilderbuch unterliegt, gehen mit lustvollen Bedürfnissen der Protagonisten manchmal recht ruppig um.

Obwohl aktuelle Bilderbücher gern mit Bild-Text-Verhältnissen, ästhetischen Stilen und Typographien experimentieren und auch die eigene Gattung spielerisch reflektieren, setzt ein Grossteil der Bilderbuchkonzepte doch nach wie vor auf Gegenständlichkeit, Anschaulichkeit und Linearität. Das scheint die Darstellung von Bildwelten der Traum- und Fantasieebene nicht zu begünstigen...

Ich glaube, dass man hier differenzieren sollte. Grundsätzlich behindert der typische Bilderbuchstil in seiner Einfachheit, Gegenständlichkeit und Flächigkeit starke emotionale Empfindungen. Bildnerische Spontaneität und Opulenz sind dem Bilderbuch traditionell fremd. Dennoch vermag auch ein malerisch disziplinierter Stil die BetrachterInnen aus der Realität heraus zu holen und in Traumwelten zu entführen; das haben die Surrealisten wie Salvador Dalí und René Magritte bewiesen. In dieser Tradition arbeitet auch der englische Illustrator und Autor Anthony Browne. Seine surrealen Geschichten, etwa «Der Tunnel» (1989) oder «Stimmen im Park» (1998, Beltz&Gelberg 2010) zeichnen sich bildnerisch durch Genauigkeit und Gegenständlichkeit aus, ihre Wirkung aber ist irritierend, verunsichernd und durchaus magisch.

Auch die Linearität von Bilderbucherzählungen muss dem lustvollen, auch rauschhaften Erlebnis nicht im Wege stehen, wie man etwa bei Eric Carles «Die kleine Raupe Nimmersatt» (1969, Gerstenberg 2008) oder «Mariechen frass 'nen Hasen auf» von Bill Grossman und Dorota Wunsch (Peter Hammer 2008) sehen kann. Gerade eine stetig ansteigende Spannungs- und Unterhaltungskurve, die die Geschichte ins Absurde steigert, vermag das Gefühl des Aussersichseins zu evozieren. Ausserdem muss man wahrnehmen, dass sich im Bilderbuch

JENS THIELE

Prof. Dr. Jens Thiele hat Grafik, Kunstwissenschaft und Kunstpädagogik studiert und war bis 2008 Professor für «Visuelle Medien» sowie Direktor der Forschungsstelle Kinder- und Jugendliteratur an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Seit Jahren widmet er sich in Forschung und zahlreichen Publikationen dem Bilderbuch in all seinen Spielarten, hat mit «Jo im roten Kleid» (2004), «Der Junge, der die Zeit anhielt» (2006) und «Wenn auf den grünen Hügeln» (2009) aber auch eigene Bilderbücher veröffentlicht. (mak)



ILLUSTRATION: HEVRIETTE SAUVAN, AUS DER KLEINE HÄWELMANN, AUFBAU 2006.

Bilderbuchhelden wie der kleine Häwermann fliegen hoch in ihrem Grössenrausch.

der Gegenwart längst neue Spielräume für das Sinnliche zeigen – in der Bildsprache wie in narrativen Entwürfen.

Sie selbst haben mehrfach gesagt, dass Tendenzen moderner Kunst nur zögerlich und oft nur eingeschränkt Eingang ins Bilderbuch finden. Ist das mit ein Grund dafür, dass das Rauschhafte, das aus der Kunst ja nicht wegzudenken ist, im Bilderbuch wenig Eingang findet?

Ja, die Ferne des Bilderbuchs zu Phänomenen der bildenden Kunst, speziell der abstrakten Malerei, dürfte ein wichtiger Grund sein für die bildnerische Blutleere in den Bildern für Kinder. Die Sonderrolle, in die sich die Kinderbuchillustration im Verlauf ihrer Geschichte begeben hatte, verhinderte spontane, experimentelle Bilderfahrten wie etwa action painting oder Farbfeldmalerei. Spätestens seit den 1980er-Jahren haben sich aber die Grenzen zu benachbarten visuellen Künsten – Kunst, Comic, Fotografie, Film – geöffnet, so dass sich die Situation für IllustratorInnen heute anders darstellt; es gibt mehr Freiheiten im bildnerischen Arbeiten und damit mehr Anlässe, Bilder als sinnliche Erlebnisse, als unbegrenzten visuellen Spass oder als traumähnliche Welten zu inszenieren. Das scheint mir ein wichtiger Schritt nach vorn zu sein.

Ein Bilderbuch, in dem das Fantasieren, Assoziieren, Halluzinieren im Zentrum steht, ist Claudia Carls Bilderbuch «Woher kommt der Wind». Zu Beginn sehen wir ein Mädchen mit psychedelisch anmutendem Kleid mit einem erwachsenen Begleiter. Es wird eine typische Kind-Eltern-Fragesituation angedeutet und gleich gebrochen: «Woher kommt der Wind?», fragt das Kind, aber nicht den Beglei-

ter, sondern «den fliegenden Frosch». Dann erfolgt eine bunte Reise, die – sowohl auf narrativer als auch auf visueller, auf inhaltlicher wie formaler Ebene – rauschhaft und surreal ist. Die Protagonistin befindet sich dabei mal im fiebernden, mal im schlafenden, mal im tranceartigen Zustand. Welche Seh- und Erlebensweisen werden Kindern durch solche Bilderbücher ermöglicht?

Ich sehe in solchen überbordenden bildnerischen Angeboten eine wichtige Funktion des Bilderbuchs, nämlich Kindern das im Prinzip unbegrenzte Potenzial des Bildnerischen zu vermitteln und ihnen die Kraft des Bildes vor Augen zu führen. Bilder können bewegen, erregen, beglücken. Auch im Kontext einer erzählten Geschichte können sie starke Gefühle erzeugen – der Freude, der Sinnlichkeit, auch der Spannung und Angst. In Claudia Carls' Bilderbuch gehen bildhafte und thematische Dynamik gut zusammen. Interessant finde ich, dass auch hier, wie beim Häwermann, ein abruptes, geradezu unwirsches Ende des Rauschzustandes erfolgt, indem der Nordwind den «Unsinn» kurzerhand wegweht. Auf eine soghafte Weise erzählen auch Neil Gaiman und Dave McKean in «Die Wölfe in den Wänden» (2005), freilich in einem düsteren Bilderrausch. Ihre atemberaubende Kraft schöpfen die Bilder aus dem tiefen Nachtschwarz der Bildhintergründe, den expressiven Gesichtern, wechselnden Stilen und Techniken. So wird eine Atmosphäre der latenten Verunsicherung erzeugt, die an den Film noir erinnert. Das Rauschhafte, Wilde hat viele Spielarten im Bilderbuch: Es kann positive Empfindungen hervorrufen wie in Jutta Bauers «Die Königin der Farben» (Beltz&Gelberg 1998/2009) oder in Kveta Pacovskàs Farbspieldbüchern; es kann Verunsicherung und Bedrohung provozieren, wie in



FOTO: ZVG.

Jens Thiele: «Linearität muss dem rauschhaften Erlebnis nicht im Wege stehen.»

«Die Menschenfresserin» von Valérie Dayre und Wolf Erlbruch (Peter Hammer 1996). Kindern sollte die ganze Vielfalt sinnlich-emotionaler Qualitäten von Bilderbüchern nahe gebracht werden.

Sie haben ja immer wieder auch Tendenzen zur Abkehr des Bilderbuchs von einer klaren, erzählerischen Dramaturgie, einer Bewegung weg vom Gegenständlichen, einfachen, anschaulichen, linearen Stil festgestellt. Ist, nach der Kunst, auch das Bilderbuch auf dem Weg zu einer «unverständlichen» Kunst? Dient es damit letztlich weniger dem Erzählen für Kinder als dem künstlerischen Experiment?

Nein, ich denke, dass die Mehrzahl der Bilderbücher mit der Frage nach dem Rauschhaften ohnehin wenig zu tun hat. Es gibt doch vergleichsweise wenige Bücher, die sich thematisch, sprachlich und bildnerisch auf das Wilde, Ekstatische einlassen.

Ich beobachte lediglich an den Rändern des Marktes gelegentlich Tendenzen, die von den kindlichen AdressatInnen wegführen, so zum Beispiel beim so genannten Künstlerbilderbuch, das sich bildnerisch vor allem an erwachsene BilderbuchliebhaberInnen wendet, oder bei einigen Themen, die typische Erwachsenenthemen sind und dennoch im Bilderbuch verhandelt werden. Hier scheint mir die kindliche Perspektive aus dem Blick zu geraten.

INSERAT

Wie halten Sie es denn in Ihren eigenen Bilderbüchern – welche Seherlebnisse wollen Sie Kindern ermöglichen?

In meinen eigenen Bilderbüchern geht es mir (innerhalb einer erzählten Geschichte) immer um die Herausarbeitung intensiver Gefühle, starker Emotionen durch die Bilder. «Jo im roten Kleid» (Peter Hammer 2004) erzählt z.B. von einem Jungen auf der Suche nach seiner geschlechtlichen Identität. Die Farbe Rot begleitet ihn durch das Buch als emotionale Spur. Ich arbeite mit der Collage, da sie sich aus im wahrsten Sinne «zer-rissenen» Bilderwelten zusammensetzt und das Gefühl des Protagonisten besonders eindringlich ausdrückt. Ich bin überzeugt, dass die besondere Leistung von Bilderbüchern in einer starken emotionalen Berührung durch das Bild liegen kann, ob diese nun leise, laut, rauschhaft oder Erkenntnis bringend ist.

LITERATUR

CLAUDIA CARLS

Woher kommt der Wind?

Bargteheide: Minedition 2010. 32 S., Fr. 19.90

THEODOR STORM (TEXT) / HENRIETTE SAUVANT (ILLUSTRATION)

Der kleine Häwelmann

Berlin: Aufbau-Verlag 2006. 32 S., Fr. 23.50

Eines Frühlingstages kommt einer des Weges
und platzt in die Gemeinschaft der Waldtiere.

Kommt einer des Weges

Alle sind sich einig: Wer so anders aussieht,
Seltsames isst und gar für sich selber ein Schlaf-
lied summt, passt nicht zu ihnen!
Doch der Fremde bleibt. Alle sind garstig
zu ihm. Und bemerken beinahe zu spät, welch
grosses Herz er hat.

Eine Geschichte von Vorurteilen und der Angst
vor Fremden, eine Geschichte aber auch
von Toleranz und einer beinahe verpassten
Freundschaft.

Anita Schorno

TEXT www.homepage.bluewin.ch/anita-schorno

Peter Pauwels-Stöckli

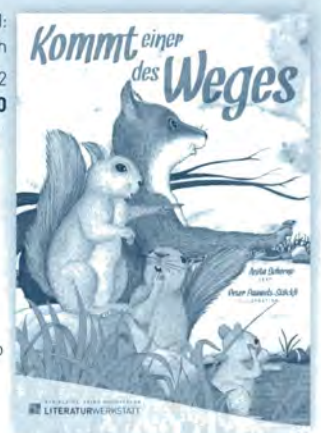
ILLUSTRATION www.peter.pauwels.ch

1. Auflage im März 2011;

www.literaturwerkstatt.ch

ISBN: 978-3-9523694-3-2

CHF 27.00



ROMANGEWALT ALS RUHE- STÖRUNG DER BEHÜTETEN

Gewalt lässt sich nicht verharmlosen – man schreibt über sie oder lässt es bleiben, findet CHRISTINE KNÖDLER. Und gerade weil Jugendliche die Auseinandersetzung suchen und radikale Fragen stellen, gehört Gewalt in eine Literatur für junge LeserInnen, die sich nie im Rausch verliert, sondern sprachlich präzise vom Entsetzlichen erzählt.

Gewalt ist da. Sie prägt unser Leben, ist Realität – manchmal, so der Eindruck, mehr denn je. Was tun? Kann der Einzelne überhaupt etwas tun? Kann man zu diesem Thema, zu dieser Wirklichkeit Geschichten erzählen: Geschichten über Gewalt? Und wenn ja – mit welchem Ziel?

Viele Fragen. Verstärkt durch eine befreundete Autorin, die angesichts zunehmend publik gemachter Gewalt unter und an Kindern und Jugendlichen gerade in Bezug auf die Kinder- und Jugendliteratur sagte: aber wir können doch nicht nichts tun, waren sie Auslöser für die Anthologie «Mit voller Wucht – Geschichten über Gewalt». 17 AutorInnen haben Geschichten und Gedichte geschrieben, Fiktion, nah dran an der Wirklichkeit. Sie machen zum Thema, was alle betrifft, auch wenn die meisten es nur vom Hörensagen kennen. Und zwar so, wie nur Literatur es kann: indem sie davon erzählt. Von Gewalt in Familie, Schule, Gesellschaft, in Gegenwart und Vergangenheit, im Alltag, im Extrem. Gewalt gegen sich selbst. Oder im Namen der Liebe. Es sind Momentaufnahmen, die verstören. Antworten geben sie selten, einfache Antworten nie. Aber vielleicht manche Erkenntnis, Einsicht, Aussicht, wie es anders, womöglich besser sein könnte. Denn Gewalt ist keine Alternative. Vielmehr braucht das Leben bei aller Zumutung Mut. Den können Geschichten über Gewalt mitbedenken. Können aufmerksam machen, Erfahrung festhalten, dem Vergessen entgegentreten. Sie geben der Realität eine andere Richtung. Und die heisst: wachsam sein. Sich nicht abfinden.

Anschauen, anhalten, womöglich unterbrechen

Also kann, also soll, also muss man über Gewalt schreiben. Und lesen. Nicht um des «Kick» willen, so der Titel des herausragenden Sachbuchs «Lehrstück über Gewalt» (Hanser 2007) von Filmemacher und Autor Andres Veiel, der nach Ursachen für ein Verbrechen forschte: Jugendliche in einer brandenburgischen Kleinstadt hatten 2002 einen Freund erst miss-

handelt, dann mit einem Bordsteinkick ermordet. Über Gewalt ist jedoch nicht zu schreiben und zu lesen, um zurechtzuerzählen, was unbegreiflich bleibt. Sondern um zu informieren, aufzuklären, um gegen fiktionale wie reale Gewalt anzuerzählen, anzulesen. In Texten, die von Macht, Ohnmacht, Einsamkeit, Ausgeliefertsein, Wut handeln, von Vorurteilen, Fremdenfeindlichkeit, Hass, Kälte, verlorenen Träumen und Lieben, verlorener Zeit, von Schuld, Perspektivlosigkeit, Angst und dem Gegenteil von Freiheit, von Gewalt, die neue Gewalt hervorbringt – aber auch von Mut, Stolz, Widerspruch. Und am Ende vielleicht doch von so etwas wie Freiheit. Denn womit auch immer der Einzelne (beim Lesen) konfrontiert wird: Jeder kann Position beziehen. Jedem bleibt die Möglichkeit, Nein zu sagen. Nicht mit mir. Oder: so nicht. Das gehört zur Verantwortlichkeit des Menschen. Aus Erfahrung – auch aus zweiter Hand – klüger, anders geworden, können Mechanismen, zumindest im Erzählten, angehalten, angeschaut, womöglich unterbrochen werden.

Überlebensstrategien entwickeln

Die Literatur bietet dafür viel Stoff. Es gibt AutorInnen, die sich dem verschrieben haben: zu zeigen, wie Identität unter widrigen Bedingungen werden kann. Die Autorin und Übersetzerin Mirjam Pressler gehört dazu. Ihr künstlerisches Credo: schreibend weiterzugeben, was sie erlebt hat. «Ich weiss nicht, was aus meinem Leben ohne Bücher geworden wäre», sagt sie. Ihr Schreiben ist «Erlösung des sprachlosen Kinds, das ich einmal war». Beschädigte Kindheit und jüdische Identität werden ihre grossen Themen, kaputte Familien, Zweiter Weltkrieg und Holocaust Hintergrund ihrer Geschichten. Ihre Figuren zeichnet die Fähigkeit aus, Überlebensstrategien zu entwickeln. Indem sie Wirklichkeit benennen, um sie behandelbar zu machen: «Nun red doch endlich!» (1981; Beltz&Gelberg 2004). Indem sie der äusseren eine innere Welt entgegenzusetzen, wie die 12-jährige Halinka in «Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen» (1994; Beltz&Gelberg 2008). Oder jüngst Hanna in «Ein Buch für Hanna», das ebenfalls auf einer wahren Begebenheit beruht. Bei aller Gewalt er-

*CHRISTINE KNÖDLER ist freie Journalistin, Herausgeberin und Lektorin sowie Lehrbeauftragte der Buchwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

zählt dieser Roman von einer Rettung, die Protagonistin wie LeserInnen betrifft, wenn Hanna den Terror des Nationalsozialismus auch deshalb überlebt, weil ihr ein Satz wie ein Schutzschild mitgegeben wird: Aufgeben gilt nicht, das Leben geht weiter. Sätze, die zu überleben helfen? Vor der Brutalität von Wirklichkeit schützen sie nicht. Aber sie führen vor, was die Autorin im Vorwort als Ausgangspunkt ihres Schreibens nennt: «Ich stelle die Frage: Wie kann ein Mädchen, das statt Förderung fast nur Verluste erlebt und beinahe ausgelöscht wird, als junge Frau so kraftvoll, warmherzig und glücksfähig sein, wie hat sie es geschafft, unter solchen Umständen 'a mentsch' zu werden?» Die Grenze zwischen Auslöschung und Weiterleben, zwischen Gewalt, Gegengewalt und einem anderen Weg ist, das zeigen Geschichten wie Lebensgeschichte von Mirjam Pressler, ein schmaler Grat. Vielleicht liegen darum die Pole auch des Erzählens so nah beieinander. Solche Romane thematisieren Gewalt, oft schockierend schonungslos, und setzen doch auf Hoffnung. Sie thematisieren etwas, das keiner sehen, erleben will, und entwerfen doch eine Alternative. Darum gehört die Zumutung der Gewalt gerade in die Jugendliteratur. Jugend sucht Auseinandersetzung. Schonungsbedürfnis ist fehl am Platz.

Im Verschwiegenen ist alles denkbar

Wenn James Howe von einer schweren Misshandlung erzählt, indem er «Augenblicke» der Protagonistin sammelt, die Tag für Tag am Strand sitzt, nur beobachtet, niemals spricht, niemals lacht – und sich zu dem, was sie sieht, Märchen ausdenkt; wenn er aus den Bruchstücken kunstvoll ein Bild fügt und sich an das heranschreibt, was ist, ist das eine stille Sensation. Die poetische Antwort auf eine ungeheure Brutalität nutzt die ihr eigenen Möglichkeiten: In ganz eigenem Ton und eigener Erzähltechnik findet sie Worte für das, was unaussprechlich scheint. Sie entwickelt ihre Kraft daraus, dass sie Schlaglichter wirft, Gewalt heranzoomt, um sie wieder auszublenken, Realität mit Fantasie konfrontiert. In der Andeutung liegt das Entsetzen. Das Mehr-Ahnen als Wirklich-Wissen schreckt umso mehr. Denn im Verschwiegenen ist alles denkbar. Bis im letzten Satz dieser literarischen Bestandaufnahme von Gewalt das Mädchen die Wahrheit sagen und so den Bann brechen kann: Mein Vater tut mir weh. Auch «Evil – Das Böse» von Jan Guillou (Hanser 2005) ist eine solche

Bestandaufnahme: Erik, von seinem Vater misshandelt, wird selbst zum prügeln Schüler. Und landet in einem Internat: die letzte Station seines Leidenswegs. Dort herrscht der Rat, Unterdrückungssystem unter Schülern, die schikanieren, quälen – nur einer wie Erik, Spezialist in Sachen Gewalt, kann den Wahnsinn stoppen. Es ist ein Roman, der in grosser Distanz von Gewalt erzählt, wie sie ist: brutal, blutig, unerträglich. Nüchtern wird berichtet, in knappen Sätzen wie Schläge. Es ist ein gelungenes Buch, weil Gewalt sich nicht verharmlosen lässt. Man schreibt über sie oder lässt es – dazwischen gibt es nichts. Ein solches Schreiben über Gewalt erfolgt nie um der Gewalt willen. Es dient nicht der Befriedigung von Sensationslust oder einem dramaturgischen Effekt: der Steigerung von Spannung. Deswegen verliert es sich nie im Rausch oder sprachlicher Verrohung, vielmehr differenziert es zwischen inhaltlicher Gewalt und formaler Präzision. Oft deutet es mehr an, als dass es explizit ausführt.

Alles oder «Nichts»?

Ganz aktuell hat die dänische Autorin Janne Teller in ihrem ersten Jugendroman «Nichts. Was im Leben wichtig ist» eine verstörende Wertedebatte angestoßen. Kaum ein Jugendbuch hat in letzter Zeit die Gemüter derart erhitzt, wurde in einer breiten medialen Öffentlichkeit so intensiv diskutiert wie die Parabel darüber, ob überhaupt etwas und wenn ja: was im Leben wichtig sei. Zumindest gibt die Ergänzung des Titels in der deutschsprachigen Ausgabe (die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel «Intet») diese Richtung einer Lesart vor. Eine Handvoll SchülerInnen statuieren ein Exempel. Der eine, Pierre Anthon, steigt aus. Er verlässt die Schule und tönt fortan vom Baum herab, dass ohnehin alles egal sei. Lernen, Zukunftspläne, Freundschaft, Liebe, Träume – wozu, wenn das Einzige, was ist, Nichts ist? Die anderen treten den Gegenbeweis an. Womöglich gegen das eigene Ahnen, dass Pierre Anthon Recht haben könnte, nehmen sie sich das, was dem Jeweiligen wert ist, weg, um es heimlich zu einem Berg der Bedeutung aufzuhäufen: Lieblingsschuhe, blau gefärbte Zöpfe als Ausdruck erwachender Individualität und Unabhängigkeit von Normen, den Hamster, Haustier aus Kindertagen, Gebets-teppich und Kruzifix als Symbole von Religion, den Leichnam des Bruders, die Jungfräulichkeit, den Finger des Gitarrenspielers – alles muss dran glauben, damit die Teenager



FOTOS: FILMBILDER AUS: MIKAEL HÅFSTRÖM: EVIL (2003). ZVG

Schonungslose Bestandaufnahme: In «Evil», hier in der Verfilmung von Mikael Håfström, wird Gewalt erzählt, wie sie ist: brutal, blutig, unerträglich.

glauben können, dass es Bedeutung gibt. Indem sie zerstören, wollen sie beweisen, dass es für jeden Werte und Überzeugungen, dass es Sinn im Leben gibt. Schmerzte der Verlust sonst so sehr?

Ein grundloser Rausch der Gewalt ist dieser Roman nicht. Innerhalb kürzester Zeit zum Bestseller avanciert, dekliniert er eher ein Was-wäre-Wenn-Gedankenspiel durch, als dass er eine Geschichte, womöglich mit Lösung zwischen den Buchdeckeln, präsentierte. Der Versuchsanordnung und dem Titel entsprechend in klinischem Tabula-rasa-Weiss gehalten, ist das 160-Seiten-Opus in der Tradition von William Goldings «Herr der Fliegen» blutiger Sprengstoff. Es beschreibt im Rahmen einer grundsätzlichen Zivilisationskritik die Etablierung von Barbarei und endet so folgerichtig wie grausam. Die steigende Zerstörungswut verstört, das Karussell der Opfergaben und steten Vergeltung dreht sich immer schneller bis hin zur finalen Abrechnung. Die Opfer (so könnte man sagen), die mit Sätzen und Einsichten wie mit Dreck beworfenen Jugendlichen, richten schliesslich den Überbringer der Botschaft hin. Was nicht im Prinzip, aber zunächst im Tun harmlos beginnt, eskaliert zu einem perfiden, unaufhaltsamen Selbstläufer in Form eines Teufelskreises. Gewalt und Brutalität, oft zwischen den Zeilen, graben tiefe Spuren, weil sie die Fantasie der LeserInnen von der Leine lassen, ohne je ein Sicherheitsnetz zu spannen. Janne Teller verweigert jede Antwort. Dass eine solche Parabel in der Jugendliteratur landet, ist bemerkenswert.

Kompromisslos durchführen, was Wirklichkeit ist

Romane, die von Gewalt erzählen, Sachbücher, die Gewalt dokumentieren, stören die Ruhe. Sie fordern ihre LeserInnen, gerade die Behüteten, heraus: zum eigenen Nachdenken. Solche Texte sind, wenn überhaupt, eine spezifisch kinderliterarische Provokation, weil sie kompromisslos durchführen, was weit über alles Erzählen hinaus längst Wirklichkeit ist – in der Welt der Erwachsenen genauso wie in jener der Zielgruppe. Dass Werte sich verändern, dass sie verloren gehen, dass Verunsicherung (be)herrscht, dass die Wenigsten Position beziehen, dass zu Vielen Vieles gleichgültig ist oder ungültig, dass es wenig braucht, damit (moralische) Verbindlichkeiten, Über-

einkünfte menschlichen Zusammenlebens ausser Kraft treten, wissen wir alle. Und vielleicht provoziert ja ein erwachsenes Publikum genau das: Romane wie «Augenblicke», «Evil – Das Böse», «Nichts», Geschichten wie «Mit voller Wucht» oder Lehrstücke wie «Kick» zeigen die Welt, wie sie ist: brutal, ungerecht, fanatisch, im Konkreten der Willkür wie der Macht unterworfen; begrenzt bis sinnlos in dem, was denkbar ist.

Aber es ist nicht das Einzige, was gedacht werden kann. AutorInnen schreiben gegen eine solche Welt(sicht) an, auch gegen eigene Erfahrungen, die angesichts aller realen Brutalität den Glauben ans Leben einstampfen könnten. Sie erheben Einspruch gegen das Nichts. Sie zeigen, wie die Welt sein kann, aber nicht bleiben muss. Solche Literatur gehört unter die Jugend, weil gerade diese Fragen nach Werten, Ziel, Sinn radikal stellt, aber womöglich, weil an einem Anfang und darum weniger Hoffnung beraubt, unbeantwortet stehen lassen kann. Denn Literatur, so sie sich nicht selbst beschneidet, so sie sich und ihre LeserInnen ernst nimmt, darf und muss aufstören, verstören, damit zur Sprache kommt, was der Rede wert ist. Und das ist, im Zusammenhang mit Gewalt, immer auch der Mensch. Der kann in neuen Anläufen füllen, was «Augenblicke», was «Nichts», was «Das Böse», was die Welt in Abrede stellen. Wenn er träumt, wenn er liebt, wenn er lebt, wenn er hinschaut, widerspricht. Und sich nicht abfindet.

LITERATUR

KNÖDLER, CHRISTINE (HRSG.)

Mit voller Wucht – Geschichten über Gewalt

Hamburg: Carlsen 2010. 208 S., Fr. 11.50

MIRJAM PRESSLER

Ein Buch für Hanna

Weinheim: Beltz&Gelberg 2011. 352 S., Fr. 27.50

JANNE TELLER

Nichts. Was im Leben wichtig ist

München: Hanser 2010. 144 S., Fr. 14.90

JAN GUILLLOU

EVIL – Das Böse

Aus dem Schwedischen von Gabriele Haefs.

München: Hanser 2007 (2005). 448 S., Fr. 13.90

SENSIBLES KINDERBUCH MIT KLARER BOTSCHAFT

«Ich bin ein unnötiges Kind», sagt Paul. Und erschreckt mit dieser düsteren These nicht nur Oma Käthe, sondern auch die LeserInnen. Mit «Paul das Hauskind» hat Peter Härtling, in den 1970er-Jahren ein Wegbereiter realistischer Kinder- und Jugendliteratur, einen Roman vorgelegt, der mehr oder weniger nahtlos an seine grossen Erfolge «Das war der Hirbel» (1973), «Oma» (1975) «Ben liebt Anna» (1979) oder «Alter John» (1981) anknüpft. VON ANDREA DUPHORN*

Der zehnjährige Paul lebt mit seinen Eltern in der Dachgeschosswohnung eines mehrstöckigen Mietshauses in der Frankfurter Innenstadt. Sonderlich oft sieht er seine Eltern allerdings nicht: Die Mutter arbeitet seit einigen Monaten als Journalistin in New York; der Vater, ein gefragter Werbefachmann, hetzt von Event zu Event und ist zwischen seinen oft tagelangen Reisen allenfalls für ein paar Stunden oder eine Nacht zu Hause. Paul ist also weitgehend sich selbst überlassen beziehungsweise der Obhut von «Oma Käthe», die in der Wohnung vis-à-vis wohnt und sich um ihn kümmert, während die Eltern Karriere machen.

Realistisches, trauriges Abbild heutiger Kindheit

Mehr als zehn Jahre ist es her, dass Peter Härtling mit der Nachkriegsgeschichte «Reise gegen den Wind» (Beltz&Gelberg 2000) sein letztes Kinderbuch geschrieben hat. Doch auf Augenhöhe mit den Ängsten und Nöten von Kindern zu sein, einfühlsam und berührend darüber zu schreiben – das verlernt sich nicht. Mit «Paul das Hauskind» gelingt Härtling ein ebenso realistisches wie nachdenklich und traurig stimmendes Abbild heutiger Kindheit. Dabei klagt der Autor nicht an; die genau beschriebenen Gedanken und Gefühle des Protagonisten machen betroffen genug: Pauls Traurigkeit und Wut. Und «dass er es schlimm findet, immer warten zu müssen, auf Vater und Mutter, und dass seine Eltern immer nur an sich denken, nicht an ihn.»

Immer wieder wird Paul getröstet, weiter gereicht. Die Mutter schickt ihm eine Postkarte aus New York «Hallo, mein

Paul! New York ist eine tolle Stadt (...) Die Arbeit macht mir Spass. Ich hoffe sehr, du kommst ohne mich zurecht. Ein Kuss von Deiner Mama.» Und bei seinem Vater werden aus zwei oder drei Tagen Geschäftsreise schnell eine Woche. Oder auch zwei. Dabei hat Paul mit der bunten Hausgemeinschaft, die schon fast unheimlich verlässlich funktioniert, noch Glück. Als Oma Käthe nach einem Schwächeanfall ins Krankenhaus muss, zieht Paul zunächst einen Stock tiefer zu Klassenkameradin Helena und ihrer Familie. Und als diese wenig später in die Ferien aufbrechen, findet er bei Gewürzhändler Üdal und dessen knackiger Model-Freundin Aufnahme.

Eine (fast) perfekte Hausgemeinschaft

Auch sonst findet sich für nahezu jedes Paul-Problem eine Lösung. Oma Käthe verwöhnt ihn mit Reibekuchen. Als er seine erste Sechsnachhause bringt, schreibt der alte Schwarzhaupt aus dem Erdgeschoss ihm für die Lehrerin einen Brief. Und als seine Leistungen in Englisch und Mathematik rapide nachlassen, finden sich mit Oberstudienrat Dr. Ewald Kimmich aus dem zweiten Stock und der Architektin Hanni Drüberhaus eine Etage tiefer zwei überaus patente NachhilfelehrerInnen. Die Eltern können sie Paul aber alle nicht ersetzen: «Niemandem auf der Welt wünschte er, so allein zu sein. Auch wenn sich ständig jemand um ihn kümmerte. Irgendjemand, bloss nicht seine Mama und sein Papa. Ihm war schlecht.»

Man mag Peter Härtling vorwerfen, dass es eine so perfekt funktionierende Hausgemeinschaft in unserer heutigen Gesellschaft wohl gar nicht mehr gibt. Dass er seinen Roman mit der Trennung der Eltern, dem totalen Zusammenbruch von Pauls Vaters sowie dessen Einlieferung in die Psychiatrie sowie einer Detektivgeschichte «on top» überfrachtet hat. Seine Botschaft kommt klar herüber: Mit Sätzen wie «Eltern sollten sich um ihre Kinder kümmern. Sie haben sie ja auch gekriegt», die er seinem Protagonisten in den Mund legt, bezieht er eindeutig Stellung, weist bei allem Verständnis für die Situation der Eltern auch immer wieder auf deren Verantwortung hin, fordert zum Innehalten, Nachdenken heraus.

Ein Buch für Mädchen und Jungen ab elf, das behutsam und sensibel von den oft traurigen Lebensumständen heutiger Kinder erzählt – und gerade deshalb möglichst vielen Erwachsenen wärmstens ans Herz gelegt werden sollte.

*ANDREA DUPHORN ist freie Journalistin mit dem Schwerpunkt Kinder- und Jugendliteratur. Sie lebt in der Nähe von Frankfurt am Main.

AN DER REALITÄT VORBEI

Nach mehr als zehn Jahren legt der 78-jährige Peter Härtling wieder ein Kinderbuch vor. Er hält darin Eltern, die einer Lohnarbeit nachgehen und ständig überfordert sind, weil sie Familie und Beruf nicht unter einen Hut bringen, den Spiegel vor. Einen krass verzerrten Spiegel allerdings. Offensichtlich ist Härtling der Meinung, dass seine Botschaft nur durch Überzeichnung gehört wird. VON CHRISTINE TRESCH

Peter Härtlings Geschichten sind immer exemplarisch. Viele seiner Kinderfiguren können nicht so auf ihre Eltern zählen, wie das jedem Kind zu wünschen ist. Hirbels Mutter etwa in «Das war der Hirbel» (1973) verweigert die Verantwortung gegenüber ihrem Sohn, sie will ihr eigenes Leben leben, und er steht ihr dabei im Weg.

Auch Paul in Härtlings neuem Kinderbuch «Paul das Hauskind» wird von seinen Eltern sträflich allein gelassen. Die Mutter sucht in New York ihre berufliche Herausforderung, sie ist unzuverlässig und eigensinnig, hartherzig und egoistisch. Nichts, aber auch gar nichts Herzliches liesse sich von ihr berichten. Der Vater jettet als Werbefachmann um die Welt und erleidet, als sich abzeichnet, dass die Beziehung zu seiner Frau nicht mehr zu retten ist, eine Erschöpfungsdepression, die ihn zum Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik zwingt.

Zum Glück wohnt Paul in einer Hausgemeinschaft, die sich um ihn kümmert. Wochenlang zieht er von Wohnung zu Wohnung, weil die Schlummeroma krank wird, die nächsten Ersatzeltern in die Ferien fahren, die übernächsten einen Wohnungsbrand erleiden... Ein Querschnitt städtischen Lebens findet sich in diesem Haus, von der Patchworkfamilie über den türkischen Lebensmittelhändler, den grossherzigen Anwalt im Ruhestand und den Ex-Studienrat, hinter dessen harter Schale sich ein weicher Kern offenbart, bis hin zum Schwulenpärchen. Alle Hausbewohner werden überzeichnet und idealisiert und machen so den Unterschied zu den abwesenden Eltern noch viel grösser.

Angepasster Jugendlicher

Und wie geht Paul mit der Situation um? Er wirkt wie ein überangepasstes Kind, nicht wie ein pubertierender Jugendlicher. Paul hat keine Hobbies, setzt sich nur an den Computer, um nachzuschauen, ob seine Mutter ihm endlich eine Mail ge-

schickt hat und nicht, um auf Facebook mit den Peers in Kontakt zu bleiben oder zu spielen. Er bricht sich im Klassenlager das Schlüsselbein und kämpft anschliessend nicht darum, bleiben zu dürfen, obwohl er sich bei seinen Kameraden viel wohler fühlen würde. Und als die Hausgemeinschaft seine Klassenlehrerin zu seiner Geburtstagsparty einlädt, läuft es nur der Rezensentin kalt den Rücken hinunter. Zur Identifikationsfigur für jugendliche LeserInnen kann Paul so nicht werden, zum Mitleidskind für Eltern schon eher: Sie könnten mit Härtling heilen Kindheiten und Familienleben nachtrauern und sich selber ein bisschen betroffen fühlen durch diese Geschichte, weil auch sie nicht immer genug Zeit für ihre Kinder haben.

Wunschdenken statt Wirklichkeit

Die Schwäche dieses Buches ist sein Rezeptcharakter: Man nehme einen Jungen, der auf ungeheuerliche Weise allein gelassen wird von seiner Mutter, die nur den beruflichen Erfolg sucht, und seinem Vater, der an seine Grenzen kommt; man stelle ihm eine liebenswerte, multikulturelle Hausgemeinschaft zur Seite, mixe eine reichlich fade Krimihandlung dazu und glaube, damit aus dem Alltag eines einsamen Wohlstandskindes zu erzählen. Was daraus resultiert: Eine Geschichte, die mehr von den Projektionen und Idealisierungen eines Autors erzählt, als dass sie vermag, ein Stück Wirklichkeit abzubilden.

Zum Glück ist die aktuelle deutschsprachige Kinder- und Jugendliteratur reich an anderen Texten, die wirklich aus dem Leben gegriffen sind. Und zum Glück stehen neben «Paul das Hauskind» Härtlings frühere Texte für Kinder. Sie haben Bestand, nicht zuletzt darum, weil der Autor dort viel näher bei seinen ProtagonistInnen ist und die Beschreibung ihres «Verschupftseins» und ihrer Einsamkeit so eine Dringlichkeit erfährt, der man sich lesend nicht entziehen kann.

LITERATUR

PETER HÄRTLING

Paul das Hauskind

Weinheim: Beltz & Gelberg 2010. 184 S., Fr. 20.50

«LITERATUR IST ERINNERUNGSKUNST»

Jan Koneffke ist ein kluger Erzähler, der seine Sprachgewalt zu bändigen versteht. Er schreibt Lyrik und Prosa für Erwachsene und für Kinder. CHRISTINE LÖTSCHER traf ihn in Wien zu einem Gespräch über Erinnerung, Gewalt und darüber, was man Kindern in der Literatur zutrauen kann.

Buch&Maus: Die meisten AutorInnen bestehen darauf, dass sich das Alter des Zielpublikums nicht auf den Schreibprozess auswirke. Wie ist das bei Ihnen? Beim Lesen Ihrer Texte spürt man zwar sofort, dass derselbe Autor am Werk ist. Doch sprachlich, stilistisch machen Sie es den Jugendlichen doch etwas leichter als den Erwachsenen.

Jan Koneffke: Das mag sein, doch dem liegen keine bewussten Entscheidungen zugrunde. Die Erzählhaltung generiert sich aus der Geschichte selbst, ebenso wie der Stil und die Konstruktion. Bei einem Buch wie «Eine nie vergessene Geschichte», meinem letzten Roman für erwachsene LeserInnen, geht es um einen sehr grossen Zeitrahmen – die Handlung erstreckt sich über fünfzig Jahre. Darin ist schon so viel individuelle und gleichzeitig auch kollektive Geschichte enthalten, dass es beim Erzählen einer sehr starken Verknappung bedarf. Das heisst: einer starken Symbolisierung, akzentuierter Charaktere und Konflikte. Aus dieser Knappheit heraus muss sich eine eigene Sprache und eine ganz bestimmte Konstruktion generieren. Solche grossen Themen würde ich nicht in den Blick nehmen, wenn ich die Idee zu einem Kinder- oder Jugendbuch habe. Da geht es um Geschichten, die sich im Kleineren abspielen und im Kleineren auch grosse Welt enthalten.

Für Jugendliche spielt es keine Rolle, dass «Die Sache mit Zwillie» in einer vergangenen Zeit spielt, in der BRD um 1968 herum. Aus der Sicht von Erwachsenen hat das Buch aber eine gewisse Patina. Atmosphärisch fühlt man sich sehr stark in die Kindheit der 1970er-Jahre zurückversetzt. Ausserdem spürt man die Mischung aus Grenzregion – «Die Sache mit Zwillie spielt am Bodensee – und Provinz sehr stark; konkret und zugleich symbolisch greifbar.

Das Stichwort Grenzregion ist genau der Punkt: Es geht im Roman immer darum, Grenzen zu überschreiten und sich neu auszuprobieren. Florians Mutter lebt auf der Schweizer Seite, ist also durch eine Grenze von der Familie getrennt. Florian wächst allein mit seinem Vater und den Geschwistern auf, alles Schwestern – also auch da eine Grenze, die durch die Fa-

milie verläuft. Der Vater ist als Hotelbesitzer auch immer eine offizielle Person, und Florian ist im Grunde ein Aussenseiter, genau wie Zwillie. Wenngleich Zwillie in einer sozial sehr prekären Situation lebt, während Florian gesichert ist. Wobei das Buch ja so ausgeht, dass es Momente gibt, in denen alle Sicherungen versagen – etwa bei Naturereignissen. Die Bodensee-region mit ihren Übergängen und Grenzen steht symbolisch für die Situation, in der sich die beiden Jugendlichen befinden, und schafft den Raum, in dem sich ihre Entwicklung abspielt.

Es gibt Themen wie die gewalttätige Bande von Jugendlichen, die auch heute noch aktuell sind, wo vor allem männliche Jugendliche als potentielle Gewalttäter über einen Leisten geschlagen werden. Sie zeigen aber, dass es verschiedene Arten gibt, aggressiv zu sein. Ist Ihnen die Differenzierung von Gewalt und ihrem sozialen Hintergrund ein besonderes Anliegen?

Es sind ganz verschiedene Motivationen, die zur Gewalt führen, und die Voraussetzungen sind auch jeweils unterschiedlich. Es wird eine Gruppe gezeigt – zerlegt in ihre verschiedenen Individuen – sowie der Gruppenzwang, der entsteht und sie zusammenschweisst, selbst da, wo es Konflikte innerhalb der Gruppe gibt. Da lässt sich gut zeigen, wie die Hierarchien im Innern einer Gruppe funktionieren und dass Gewalt immer auch nach innen gerichtet ist. Martin Adler als Kopf dieser Bande agiert aus einer psychologisch prekären Situation heraus, auch wenn er ökonomisch absolut gesichert ist mit seinem einflussreichen Vater, der ihn immer wieder rauspauken kann – insofern ist er kein richtiger Rebell. Die anderen Bandenmitglieder zeigen ganz unterschiedliche Charaktere. Dann gibt es die reinen Mitläufer, die sich an den Stärkeren anhängen, und ein paar, die etwas Pfiffiges haben und die Situation zu ihren eigenen Gunsten ausnutzen. Florian ist viel kleiner und wird nur in die Bande aufgenommen, weil er Adler helfen soll, an seine Schwester heranzukommen. Er läuft, entschuldigt durch sein junges Alter, zunächst mit in der Bande. Ihm geht es darum, sich selbst auszuprobieren und seine vermeintliche Stärke festzustellen. Weil er von Anfang



FOTO: KOLLEKTIVRETINA

Auf der Suche nach der Tiefe der Zeit: Jan Koneffke im Wiener Augarten.

an ein Held ist, der sein eigenes Verhalten beobachtet, nicht immer, aber immer wieder mal, findet er den Abstand zu sich selbst und zu den Taten, welche die Bande unternimmt. Im viel älteren Zwillie lernt er eine andere Art von Jugendlichem kennen, der zwar als gewalttätig verschrien ist, dessen Gewalt aber Ausdruck von bestimmten Vorstellungen von Verantwortung ist. So wird durchgespielt, was in der medialen Diskussion viel zu kurz kommt: dass Gewalt nicht einfach Gewalt ist. Dass es ganz unterschiedliche Formen gibt, ganz verschiedene Anlässe und Motive, die zu aggressiven Reaktionen führen können. Wichtig ist mir vor allem, dass es gerade bei Jugendlichen auch ein besonders ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl sein kann, das zu Gewalt führen kann. Strukturell kann man Gewalt zwar definieren, doch dass sie ganz unterschiedliche Motivationen hat, geht dabei unter. Das sind jetzt alles Dinge, die ich erst nachträglich reflektiere. Beim Schreiben habe ich versucht, diese Gewaltverhältnisse ganz aus der Perspektive von Florian erzählen und beobachten zu lassen.

Aus welchem Grund haben Sie seine Geschichte in den 1970er-Jahren angesiedelt? Im fernen Berlin zeichneten sich die Folgen der Studentenbewegung von 1968 ein wenig ab, doch das änderte nichts an der autoritär organisierten Gesellschaft in der süddeutschen Provinz.

Der erste und unmittelbare Grund ist ganz einfach, dass ich mich so an meine eigene Kindheit und Jugend erinnern konnte. Damit habe ich die Möglichkeit, sehr direkt bei den ei-

genen Erfahrungen zu bleiben. Mir nicht vorstellen zu müssen, wie es einem heutigen Jugendlichen geht. Nicht dass ich das ausschliessen möchte, doch in diesem Fall lag es nahe, die Geschichte so zu erzählen, wie ich sie selbst erlebt haben könnte und zum Teil auch erlebt habe – und damit einen unmittelbaren Zugriff auf die Geschichte zu haben. Was noch dazukommt, ist die Übergangszeit – für mich persönlich, aber auch historisch. Ich bin 1960 geboren, habe 1968 tatsächlich erlebt, mit dem Bewusstsein, das man als Achtjähriger haben kann. Mein Vater war Professor für Pädagogik an der Universität, und es kamen immer wieder Studierende ins Haus. Ich erinnere mich an einen, das muss um 1969 gewesen sein, der sich weigerte, mir die Hand zu geben, mit dem Kommentar «das sind bürgerliche Umgangsformen, da mach ich nicht mit». Ich als Kind war natürlich sehr beeindruckt davon. Diese historische Übergangszeit passte als Hintergrund, um die Konflikte darzustellen, um die es in «Zwille» geht.

Aber wie machen Sie das, dass die Atmosphäre einer vergangenen Zeit so genau stimmt für die LeserInnen?

Mir liegen historische Stoffe, auch in meinen Büchern für Erwachsene. Mein neuer Roman, der im Herbst erscheinen wird, spielt im Rumänien der 1930er- und -40er-Jahre. Das hat damit zu tun, dass ich meine Literatur als Erinnerungskunst definiere, die über das eigene Erleben hinausgeht. Erinnerung an eine Zeit, die ich gar nicht erlebt habe, aber gerne erlebt hätte. Es gibt eine Empathie mit Vorfahren oder Vorgängern, mit

Konflikten, die heute ausgestanden oder überwunden scheinen, es aber nur in gewisser Weise sind. Oder die sich sogar bis in die Gegenwart fortsetzen. Man sieht das an Dingen wie der Griechenlandkrise: Aufgrund des Zögerns von Angela Merkel, als es darum ging, einen Kredit zu bewilligen, brechen in Griechenland plötzlich die Erinnerungen an die Nazizeit auf. Konflikte, die vergangen sind, müssen nicht vergessen sein. Sie spielen immer noch eine Rolle, ebenso das Bild, das man von anderen Menschen und Völkern hat. In den Jugendbüchern beschäftige ich mich mit historischen Stoffen, die noch in meine Lebenszeit fallen, während sie für Jugendliche historisch sind. Ich habe einmal einen poetologischen Text geschrieben mit dem Titel «Ich erinnere mich, wenn ich schreibe». Da ging es um die Verbindung von Schreiben, Erinnern und Erfinden. Denn Erinnern ist ja nicht nur ein Prozess der Rekonstruktion, sondern natürlich auch eine Verlebendigung durch das Erfinden. Das ist die Grundlage meiner Arbeit.

Wenn Sie sich mit anderen Epochen beschäftigen, die Sie nicht selbst erlebt haben, gehört wohl auch ein grosser Teil Forschungsarbeit dazu.

Ja, sehr viel Lektüre gehört dazu, aber auch viele Karten und viel Bildmaterial. Gerade diese Fotos müssen mir irgendwann so vorkommen, als seien es Fotos aus meinem Familienalbum, als seien es persönliche Erinnerungen.

Ihre Texte sind an der Oberfläche ruhig, doch wenn man genau hinschaut, ist viel Wildes drin. Die Auseinandersetzungen unter den Jugendlichen zum Beispiel, oder die rauschhafte Fressorgie des Landstreichers Wendelin, als er vom Hotelkoch gepflegt wird – der sich freut, dass endlich mal einer sein Essen richtig genießt.

Ich bemühe mich um eine gewisse Lakonie, damit es nicht zu den in den Medien üblichen Übertreibungen und Hysterien kommt. Weniger ist mehr, gerade für Jugendliche. Heranwachsende sollten Stoff für ihre Fantasie bekommen. Deshalb Lakonie. Das Hauptargument meines Lektors, der mich überhaupt auf die Idee gebracht hat, für Kinder und Jugendliche zu schreiben, war, dass meine Art des Schreibens sofort Bilder evoziert. Genau das brauchen Texte für Kinder und Jugendliche. Für alle LeserInnen ist es besser, wenn die Fantasie be-

anspruch wird und sie mitproduzieren können beim Lesen.

Sie gehen zum Teil auch experimentell um mit Sprache – in den Gedichten, aber auch in Prosatexten für Erwachsene. Wie setzen Sie die verschiedenen Register ein?

Das ist eine Entwicklung. Ich komme eigentlich von der Lyrik, und die ersten Prosabücher haben weniger erzählt als reflektiert. «Paul Schatz im Uhrenkasten» ist ein Mittelstück, in dem sich Lyrik und experimentellere Schreibweise mit herkömmlicherer Erzählweise abwechseln. In den letzten Büchern hat sich dieses Verhältnis immer mehr zugunsten des Erzählens verschoben. Das liegt daran, dass ich im letzten Jahrzehnt kaum Lyrik geschrieben habe, mit Ausnahme der «Trippeltrappeltreppe», einem Gedichtband für Kinder. Das war eine sehr beglückende Arbeit. Durch dieses Buch bin ich wieder ein wenig zur Lyrik zurückgekommen. Jetzt scheinen sich die Zweige stärker auseinander entwickelt zu haben. Meine erzählenden Jugendbücher sind ganz klar Erzählbücher.

Werden Sie auch in Zukunft bei der erzählorientierten Prosa bleiben?

Ich glaube schon, zumal der neue Roman ein gutes Stück umfangreicher ist als die bisherigen. Das geht nur, wenn man wirklich eine starke Erzählung hat. Es gibt auch Unterbrüche, etwa zehn Geschichten, die erzählt werden; wie ein grosser Fluss mit kleinen Nebenflüssen. In letzter Zeit habe ich wieder ein paar Gedichte geschrieben, mit denen ich andere Pfade beschreite als in den früheren Bänden. Begünstigt durch die «Trippeltrappeltreppe» habe ich wieder Versuche mit Reimen gemacht. Da macht sich die Lyrik selbstständig und kehrt zu ihrem ganz eigenen lyrischen Charakter zurück.

Hat die Konzentration aufs Erzählen bei Ihnen mit der allgemeinen Tendenz in der deutschsprachigen Literatur zu tun, wieder mehr auf das Erzählen zu vertrauen?

Eher nicht, es hat mehr mit meinem Vertrauen in mein eigenes Erzählen zu tun, das sich mit der Zeit entwickelt hat. Gerade wenn man sagt, dass Erzählen ästhetisch gestaltete Erinnerung ist, braucht man ein anderes Gefühl für Zeit, Zeitverlust und Vergänglichkeit. Wenn man zwanzig ist, hat

man das nicht. Auch mit dreissig noch nicht so sehr. In unserer Gesellschaft kann man sich nicht vorstellen, dass jemand mit 18 Jahren geradezu enzyklopädisch belesen ist, so wie Schelling es zum Beispiel war; es dauert, bis man einen anderen Zeitbegriff entwickeln kann. Meine frühere Prosa hatte wenig zeitliche Tiefe. Dann hat es fast zehn Jahre gedauert, bis ich meinen nächsten Roman publiziert habe, «Paul Schatz im Uhrenkasten»: Ein historischer Stoff, der auf meine Familiengeschichte zurückgeht. Erst musste mein Interesse daran erwachen, und dann musste ich ein Gefühl dafür entwickeln, dass es auch schon Menschen und Konflikte gab, bevor ich geboren wurde. Abstrakt ist einem das natürlich klar, doch dass es zu einem eigenen sekundären Erleben wird, bedarf eines ganz anderen persönlichen Zugangs zum Phänomen der Zeit. Wenn man diesen Begriff von Zeit hat, fällt es viel leichter, wieder zu erzählen. Es rollt sich wie ein Faden vor einem auf, was alles geschehen ist und was Menschen erlebt haben. So ist es ganz selbstverständlich, dass man erzählt.

Der bürgerliche Roman des 19. Jahrhunderts hatte die Mittel zur Verfügung gestellt, Gesellschaft und Geschichte zu erzählen. Wir sind noch lange nicht darüber hinweg. Wir haben viele Phasen durchlaufen, um die Grenzen dieses Erzählens auszuloten, doch dass es sich so beharrlich hält, scheint mir ein Indiz dafür zu sein, dass es doch immer noch sehr viel hergibt. Um uns selbst über unsere Zeit und unsere Herkunft aufzuklären.

Das heisst, dass Kategorien wie Subjektivität, Gebrochenheit, fragmentierte Identität nicht unbedingt formal mitgestaltet sein müssen, um davon erzählen zu können?

Es ist natürlich auch ein Versuch oder eine Möglichkeit, die eigene fragmentierte Identität in einem fernen Spiegel zu betrachten. Und dadurch so etwas wie Identität zu erzeugen. Indem man erkennt, dass man nicht auf einem abstrakten Gegenwartspunkt lebt, sondern dass diese Gegenwart eine Tiefe hat. Die Tiefe der Vergangenheit. Erzählen ist ein Spiel mit Möglichkeiten – wenn man sich fragt, welchen Konflikten man damals begegnet wäre, ist das auch ein Weg, die eigene Identität zu bereichern. Aber auch, die prekäre eigene Identität dadurch wieder neu zu erfahren, weil es einem zeigt, dass es so etwas wie eine fixe Identität eben gerade nicht gibt.

In der Geschichte «Allein mit Onkel Kuddel» kann man sehr schön beobachten, wie die Ich-Erzählerin zuerst die Vorurteile ihrer Eltern gegen den «asozialen» Onkel übernimmt und sich mit der Zeit davon löst. Offensichtlich lässt sich anhand der Stimme von Ich-ErzählerInnen das soziale Umfeld sehr genau spiegeln.

In der Erzählung erfährt man erst nach einigen Seiten, dass ein Mädchen erzählt. Und im Bilderbuch «Die Schlittenfahrt» weiss man bis zum Schluss nicht, ob das Kind ein Mädchen oder ein Junge ist. Damit kann man mit der Ich-Perspektive spielen, indem man produktive Uneindeutigkeit erzeugt. Natürlich ist man auch ganz direkt am Sprecher. Für mich war es klar, dass ich Florian und das Mädchen in der «Onkel Kuddel»-Geschichte selbst sprechen lasse, um möglichst nah an den Konflikten zu sein, ihnen sozusagen auf die Pelle zu rücken.

Uneindeutigkeit ist in der Kinder- und Jugendliteratur ein Problem – immer wieder hört man das Argument, die allermeisten Kinder würden nur linear erzählte Texte möglichst ohne Leerstellen verstehen.

Es ist erstaunlich, wie wenig den Kindern zugetraut wird – gerade wenn es ums Lesen geht, orientieren sich die Verlage oft an abstrakten Vorstellungen von Kindheit. Dass alles verständlich sein muss, zum Beispiel, auf eine eindimensionale Art. Da geht vergessen, dass Kinder viel Fantasie und Toleranz gegenüber Dingen haben, die sie nicht verstehen. Die Lehrpersonen haben den Anspruch, dass man versteht, was ein Gedicht bedeutet. Ein Kind muss das nicht wissen. Ich erinnere mich gut, dass ich als Kind Vieles gelesen habe, das mich gerade dadurch beeindruckt hat, dass ich es nicht verstanden habe – oder anderes verstanden habe, als es gemeint war.

LITERATUR

JAN KONEFFKE

Allein mit Onkel Kuddel

In: Uwe-Michael Gutzschhahn (Hrsg.): Alles zum ersten Mal. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 2010. 249 S., Fr. 13.90

Die Sache mit Zwillie

München: Hanser 2008. 205 S., Fr. 27.90

SUPERHUHN AN DIE MACHT!

Theater für junge Menschen ist manchmal nur Quark. Jetzt aber kommen die Pinguine und essen den ganzen Käsekuchen, und zwar rüübis und stüübis. Ein kleines Plädoyer für mehr Theater im Kindertheater. Von STEFAN BUSZ*

«Bye bye Mama, du blibsch dihei, und ich gah uf Hawaii.» Wenn sich das Theater einen Abzählreim auf die Kindheit macht, ist das meist die Soft-Variante von Loslassen und Heimkommen. So ist es jedenfalls in «Hallo», einem Stück für die Aller kleinsten, das heisst: für Kinder von drei bis sechs Jahren. Das Theater Katerland, das sonst für Grössere spielt, ist nun mit dieser Winzling-Produktion überall unterwegs, vom Dschungel Wien über das Zürcher Theaterhaus Purpur bis zum Kindertheaterfestival Simsalabim im deutschen Tamsweg. Es soll eine Reise sein in das Innere einer Kindheit hinein. Die Geschichte: Ein Bub, den alle Dutz rufen, hat sich hinter dem Kasten, der auf der Bühne steht, versteckt. Dort will ihn die Mutter auch suchen, ein Wollfaden seines Pullovers zeigt ihr den Weg. Kaum ist sie aber im Gehäuse verschwunden, kommt Dutz wieder um die Ecke: Er ist so gross wie ein Mann und hat eine Bärenohrenkappe an. Aber hallo? «Ich habe Angst», sagt in diesem Moment ein Kind vorne im Publikum. «Musst keine Angst haben, sagt die Mutter und nimmt das Kind in die Arme. «Dutz ist ein ganz lieber.»

Keine Rezepte fürs Leben

Die Erwachsenen sagen auch: Die Märklin-Lok, die auf dem Kasten eine Runde dreht, das ist: Verkehr!, und die hellblauen Wollfäden, die aus der Schublade kommen, das sind feine Spaghetti. So muss sich ein junger Mensch, für den das ganze Theater gemacht ist, an die Vorstellung gewöhnen, dass in seiner Welt, um die es eigentlich geht, aus der Sicht der Grossen alles ein bisschen kleiner ist. Nicht einmal ein Mann ist ein Mann, sondern so etwas wie ein liebes Kind mit Bären-Öhrli dran. Wir sind auf dem Gelände der Kleinklein-Kuschel-Didaktik. Die Kinder hätten es eigentlich lieber ein bisschen grösser. Sie lachen, wenn Dutz eins auf die Ohren bekommt. Und fordern: Gib ihm Saures! Überzuckert ist aber der Schluss. Der Bub, der sich im Spiel verloren hat, findet zurück zu seiner Mutter. Dann sitzen alle da, Arm in Arm. Und Gummibärli gibt's am Ausgang. Kinder aber haben Lust auf mehr. Auf richtiges Theater, mit allem Drum und Dran. Zum Beispiel: «Pin-



Das Superhuhn bringt anarchisches Chaos auf die Bühne: In «Pinguine können keinen Kuchen backen» ist das Leben eine Dimension grösser.

guine können keinen Kuchen backen», das Kinderstück von Ulrich Hub (Regie: Andreas Storm).

Das Theater Kanton Zürich erweitert damit das Gebiet, es führt hinein in die Welt der Fantasie. Und die zwei Pinguine, die da auftreten, sind auch gar nicht mehr gar so lieb, sie essen einfach einem Maulwurf hinterlistigerweise die Quarktorte weg. Pinguine sind eben versessen darauf. «Ich bin e Quarktorte», sagt einer. Und damit basta. Kein Rezept gibt es hier für das Leben, nicht einmal für Quarktorte. Dafür ist auch alles eine Dimension grösser, zum Beispiel mit dem Auftritt des Huhns. Es singt: «Ich bin das Super-, Super-, Superhuhn», und wir sind hin und weg. So umwerfend ist auch das ganze Theater. Und die kleinen Menschen und auch die grossen staunen über das, was mit ihnen geschieht. Sie sehen, dass auf der Bühne alles grösser ist als das vorgestellte Leben. So funktioniert Shakespeare. Und so ist das auch mit den Pinguinen.

INFORMATIONEN

Spielplan zum Kinderstück «Hallo»: www.katerland.ch/index.html. Das Stück «Pinguine können keinen Kuchen backen» soll nächste Saison wieder gespielt werden: www.theaterkantonzuerich.ch/web/

*STEFAN BUSZ ist Kulturredaktor beim Winterthurer «Landboten».

WUNDERKAMMERN DER KINDHEITSGESCHICHTE

Jahrzehntlang haben Roger und Sonja Kaysel Spielzeug, Unterrichtsmaterialien und Alltagsobjekte aus dreihundert Jahren Kinderkultur gesammelt. Heute präsentieren sie ihre Schätze im Schweizer Kindermuseum in Baden. Im Zentrum steht nicht das einzelne Objekt und seine Geschichte, sondern das Rauschen der Dinge, das Anstösse zum Dialog zwischen den Generationen liefern soll. MANUELA KALBERMATTEN hat sich in der Villa umgesehen.

Vor den Augen des verblüfften Harry Potter öffnet Hermine ihre kleine, mit Perlen verzierte Handtasche: Eine Jeans, ein Sweatshirt, kastanienbraune Socken und den silbernen Tarnumhang fördert sie zutage. Während der epischen Reise, die das Zauberlehrlingstrio im letzten «Harry Potter»-Band unternimmt, wird Hermine oft in die rätselhaften Tiefen dieser Tasche greifen, die Medizin für alle Wunden, Schlafsäcke für kalte Nächte, ein Zelt gar gegen Wind und Wetter birgt. Und natürlich alle Bücher, die man braucht, um in der magischen Welt zu bestehen – nach Themen gestapelt. Der «Unaufspürbare Ausdehnungszauber» macht's möglich.

Im Rausch der Dinge

Ob Hermine auf ihrer Reise auch in Baden Halt gemacht hat? Rowlings Roman schweigt darüber. Doch auch über dem Schweizer Kindermuseum scheint ein Ausdehnungszauber zu liegen. Klein wirkt sie, die Villa am Ländliweg 7; klein und etwas unscheinbar an diesem kalten, nebligen Morgen. Roger Kaysel schliesst die Tür auf, Eingangshalle und Treppe liegen im Dunkeln, das Museum wird erst in ein paar Stunden öffnen. 30'000 BesucherInnen zieht es jährlich an – die Vorstellung löst klaustrophobische Zustände aus. Doch auf dem Weg in den obersten Stock, wo Büro und Bibliothek liegen, drückt Kaysel Lichtschalter nach Lichtschalter. Und es tauchen Räume auf, die in neue Räume übergehen, die in neue Räume übergehen: zwanzig Zimmer voller Spielzeug, Kinderbücher, Alltagsobjekte und Lehrmittel; zwanzig Kammern mit tausenden von Objekten, die Bilder vermitteln von drei Jahrhunderten Kinderkultur. Magisch, wie das alles Platz hat unter einem Dach, wie diese Wunderkammern, eine nach der anderen, aus dem Nichts auftauchen.

Inspiziert wird das Initianten- und Träger-Paar Roger und Sonja Kaysel von den Wunder- und Kunstkammern der Spätrenaissance und des Barock: Quer durch Europa sind sie gegeist, um sich die alten Sammlungen anzusehen; die Kunst- und Naturalienkammer in den Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale mit ihren rund 3000 Naturalien, Kurio-

sitäten und Artefakten, die als ältester deutscher Museumsraum gilt, ist nur eine Station. Das Konzept dieser Sammlungen – sie sind aus frühmodernen Kuriositätenkabinetten hervorgegangen – beruht auf dem Prinzip der «ganzheitlichen Weltschau»: Anstelle einer Spezialisierung setzte diese alte Museumsform darauf, viele Gegenstände auf engem Raum zu präsentieren, das einzelne Objekt tritt im bunten Mikrokosmos zurück. Ganz wie im Kindermuseum. «Wir wollen die Dinge für sich sprechen lassen und gerade in Anbetracht der kindlichen Entwicklungsstufe das Staunen fördern», meint Roger Kaysel. Text findet sich hier entsprechend wenig, die einzelnen Stücke (wie Kaysels Liebling, ein Papiermaché-Vogel aus dem Biedermeier) gehen auf im Rauschen der Dinge. Ein altmodisches Konzept, das den historischen und kulturellen Kontext oft hintan stellt. Aber nicht ohne Reiz.

«Einen Mosaikstein haben wir immer gefunden»

Hinter der Sammlung, die sich heute im Kindermuseum in Dauer- wie Sonderausstellungen präsentiert, steckt jahrzehntelanger Sammeleifer und viel Ausdauer. Denn rund 95 Prozent aller Objekte stammen aus dem persönlichen Besitz der Kaysels. Die Puppen aus Barcelona, die im Biedermeier geklebten Bilderbogen-Alben mit Anleitungen für die kleine Hausfrau, der «Experimentirkasten für Electricität» oder die Griffelschachtel in Fischform, die genau so aussieht wie die des kleinen Jungen auf dem darüber angebrachten Anker-Bild «Schulknabe»: Sie alle sind Ausbeute der Streifzüge durch Flohmärkte und Brockenhäuser, die Roger und Sonja Kaysel seit den 1960er-Jahren unternommen haben. «Wir hatten oft unverschämtes Glück», sagt Roger Kaysel, «einen Mosaikstein haben wir immer gefunden, nie sind wir mit leeren Händen nach Hause gekommen.»

Vor allem in der Zeit um 1950 waren die Flohmärkte Fundgruben für Objekte aus dem 19., oft gar noch aus dem 18. Jahrhundert. Buchstäblich Stück für Stück setzten die Kaysels als Familienbetrieb – auch die Söhne Daniel und Marcel sind eingestiegen – ihre Vision um: ein «Erwachsenenmuseum für



Roger Kaysel: «Wir möchten etwas zum Anschauen bieten. Auch wenn wir nur Impulse vermitteln können.» In den rund zwanzig Räumen des Kindermuseums finden die BesucherInnen tausende von Objekten aus dreihundert Jahren Kindheitsgeschichte vor.

Kinder» und ein «Kindermuseum für Erwachsene», das Kind und Kindheitsgeschichte ins Zentrum stellt. Das danach fragt, welche Bilder sich Erwachsene von Kindern gemacht haben, welche Werte sie über Spielsachen, Bücher und Unterrichtsmaterialien vermitteln wollten. «Über dieses Thema sind unzählige Bücher geschrieben worden», sagt Roger Kaysel (dass er viele von ihnen gelesen hat, davon zeugt die Bibliothek im Obergeschoss). «Wir aber möchten etwas zum Anschauen bieten. Auch wenn wir nur Impulse vermitteln können.»

Jahrelang hatte das Ehepaar Kaysel bereits gesammelt, ehe es zunächst gerade mal zwei Zimmer als erstes Kindermuseum einrichten und 2002 dann in die Gründerzeitvilla am Ländliweg einziehen konnte. Roger Kaysel: «Hinter uns liegt ein langer und bisweilen zäher Weg.»

«Künstliche Estricherlebnisse» bieten

Hinter dem Kindermuseum steht aber nicht nur die «Freude am Dokumentieren», die Roger und Sonja Kaysel umtreibt, sondern eine klare pädagogische Absicht. «Unser Anliegen ist es, Gesprächssituationen für Dialoge zwischen den Generationen zu liefern», sagt er, und: «Der Generationendialog ist eine Notwendigkeit unserer Zeit. Wo früher der Estrich als privates Familienarchiv diente und Kindern Auskunft über ihre Herkunft und Geschichte geben konnte, fehlt heute die Verwurzelung in der Grossfamilie, das Kind erfährt wenig über die Vergangenheit der Grosseltern, ihre Kindheit, ihren Alltag.» Ihr Anspruch sei deshalb, «künstliche Estricherlebnisse» zu bieten; daraus erklärt sich auch das Übergewicht, das die Vergangenheit in der Ausstellung erhält – materiell wie ideell.

Die Gegenwart: Sie kommt nicht immer gut weg in den Sammelschränken. Eine Strecke zeigt Puppenstuben seit dem Biedermeier, die ihrerseits die Veränderungen in der bürgerlichen Wohnkultur dokumentieren sollen – ein Stück Kulturgeschichte in Miniaturform. Am Ende der nostalgisch anmutenden Reihe von handgefertigten Püppchen und Möbelchen steht Barbie; grell und massengefertigt als Repräsentantin des

kommerziell und seriell Hergestellten. Der Kontrast spricht eine deutliche Sprache. Roger Kaysel macht denn auch keinen Hehl daraus, dass er der (Kinder)Kultur der Gegenwart und der Zukunft mit Skepsis gegenüber steht: Der Dialog, die Verwurzelung in der Familie kämen zu kurz, meint er, Spielzeug und Bücher seien in solchem Übermass vorhanden, dass die Fantasie der Kinder wenig gefördert werde. Dennoch wollen die Kaysels der Gegenwartskultur mit dem neuen Schwerpunkt «Kids today» bald mehr Gewicht verschaffen.

Ab Mai steht die Welt des Buches im Zentrum

Auf unserem Spaziergang durchs – dann doch – verblüffend grosse Haus kommen wir ins Untergeschoss. In der hauseigenen Werkstatt arbeitet Sohn Marcel Kaysel an einem zwei Meter hohen Buch aus Sperrholz. Es soll ab 14. Mai am Eingang der Sonderausstellung «Faszination Buch» stehen, die die Veränderungen und Entwicklungen vorstellen will, die rund ums Buch, seine Vergangenheit und Zukunft, seine Handschriftlichkeit wie Digitalisierung stattgefunden haben. «Auch hier wollen wir grosse Entwicklungslinien aufzeigen, Bücher vorstellen, die Geschichte machten und persönliche Geschichten zum Sprechen bringen», sagt Roger Kaysel.

Besonders freut er sich auf die geplante Station «Buchobjekte»: Alles, was gestaltet wurde wie ein Buch, von der Zündholz-, Griffel- und Confiserie-schachtel über Flaschen und Salzstreuer bis zum Geheimfach, soll hier Platz finden und, wie Kaysel schmunzelnd sagt, «die Ausstellung etwas auflockern – denn von diesen Dingen wird man süchtig». Das Untergeschoss, in dem die Ausstellung eingerichtet wird, wirkt winzig. Aber es wäre nicht das erste Mal, dass die Kaysels einen Ausdehnungszauber einsetzen.

INFORMATIONEN

Ausstellung «Faszination Buch» ab 14. Mai 2011.

Informationen: www.kindermuseum.ch



DER BIBLIOTHEKAR AUF SCHATZSUCHE

Wenn ich mich während der Semesterferien nicht zwischen Bücherregalen einer Bibliothek versteckte, bereiste ich Afrika. Ghana beispielsweise, wo ich vor allem die Kultur der Ashanti bewunderte. Eines Tages fand ich mich gar am Hofe des Königs, in Kumasi, inmitten eines farbenprächtigen Festes wieder. «The brassman's secret», mit dem Meshack Asare, selber ein Ashanti, 1982 die höchste Auszeichnung für Kinderliteratur in Afrika gewann, wurde 1995 übersetzt und erschien unter dem Titel «Kwajo und das Geheimnis des Trommelmännchens». Die Handlung besteht aus einer realistischen und einer fantastischen Ebene: Zuerst wird die Arbeit von Kwajos Vater, der Gewichte, mit denen Goldstaub gewogen wird, giesst, detailliert vorgestellt. Im zweiten Teil begegnet der Junge im Traum einer Miniaturfigur aus Bronze. Dabei muss Kwajo die Bedeutung von Sprichwörtern erraten. Das vielseitige Medium Bilderbuch diente Asare als Ein-

führung in die Traditionen der Ashanti, wobei das Buch sich auch an afrikanische Kinder richtete. Dass mündliche Überlieferung als Inspirationsquelle dient, ist in der afrikanischen Kinderliteratur kein Zufall, man denke an Illustratoren wie Kilaka (Tansania), Addai (Ghana) oder Belachew (Äthiopien). Auch Asare selber berichtet, dass sein Geschichten erzählender Grossvater ihn in seiner Kindheit beeindruckt und beeinflusst hat.

Nach meiner Rückkehr aus dem Reich der Ashanti beschäftigte ich mich wieder damit, zurückgebrachte Bücher in Regale einzureihen. Da gabs keinen mit Gold geschmückten, stolzen König mehr, nein, es herrschte wieder mein Vorgesetzter, der strenge Bibliotheksdirektor.

ROGER MEYER

BUCHTIPP

MESHACK ASARE

Kwajo und das Geheimnis des Trommelmännchens

Stuttgart : Kreuz 1995. Nur noch antiquarisch erhältlich, z.B. bei ZVAB.com

SCHWEIZERISCHES INSTITUT FÜR KINDER- UND JUGENDMEDIEN SIKJM

Lehrgang zur literalen Förderung im Frühbereich

Am 10. Mai 2011 führt das SIKJM einen Info-Abend zur Leseanimatorminnen-Ausbildung durch.

Frühe, vielfältige Erfahrungen mit Erzähl- und Schriftkultur sind wichtige Voraussetzungen für das spätere Lesenlernen. Der Lehrgang «LeseanimatormIn SIKJM – Literale Förderung im Frühbereich» des SIKJM setzt genau da an. Die Teilnehmenden lernen, Mitarbeitende in Vorschulinstitutionen (Spielgruppen, Kindertagesstätten, Kindergärten, Bibliotheken u.a.) im Bereich frühe literale Förderung zu unterstützen und Veranstaltungen mit den Kindern durchzuführen.

Die vermittelten Inhalte umfassen entwicklungspsychologische Aspekte des Lesens, einen Überblick über aktuelle Kindermedien, Animationsmethoden für die Arbeit mit 0- bis 6-jährigen Kindern und ihren Eltern sowie Methoden der Erwach-

INSERAT

gebraucht

vergriffen

antiquarisch

Hier findet jeder sein Buch.

Über 30 Mio. Bücher finden Sie im weltweit grössten Online-Antiquariat für gebrauchte, vergriffene und antiquarische Titel in deutscher Sprache. Einfach und schnell online bestellen.

ZVAB.com
ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

DAS ONLINE-ANTIQUARIAT

senenbildung für die Arbeit mit den Teams. Von August 2011 bis Juni 2012 wird der Lehrgang erneut durchgeführt. Im anschliessenden Praxisjahr kann das Gelernte in verschiedenen Institutionen erprobt werden.

Weitere Informationen am Info-Abend: Dienstag, 10. Mai 2011, 18.15 bis 19.30 Uhr. Ort: SIKJM, Zeltweg 11, 8032 Zürich, sowie bei der Lehrgangsleiterin, barbara.jakob@sikjm.ch, Tel. 043 268 39 07 und unter www.sikjm.ch.

SCHWEIZERISCHES INSTITUT FÜR
KINDER- UND JUGENDMEDIEN SIKJM

**Erzählnacht 2011 unter dem Motto
«Anderswelten»**

Die Schweizer Erzählnacht vom 11. November steht diesmal unter einem fantastischen Stern.

Die Schweizer Erzählnacht findet dieses Jahr am 11. November statt. Das Motto lautet «Anderswelten» – «D'autres mondes» – «Altri mondi» – «Auters munds». Es führt in Sagen-, Märchen- und Mythenwelten, zu fantastischen Wesen und wundersamen Erlebnissen; es lädt ein, am Schabernack von Schlossgespenstern teilzuhaben oder Vampiren über die Schulter zu schauen; es erschliesst fantastische Lebenswelten und Geschichten aus dem Cyberspace und aus der Zukunft.

Die Heldinnen und Helden dieser Abenteuerreisen haben eine Mission, sie sind unerschrocken im Kampf gegen verborgene Mächte und gigantische Hindernisse, und ihre Neugier, Geheimnissen auf die Spur zu kommen, ist grenzenlos.

Seit 1990 erzählen sich jedes Jahr am zweiten Freitag im November Kinder und Erwachsene in der ganzen Schweiz Geschichten zu einem gemeinsamen Thema. 2010 fanden in allen Landesteilen über 550 Veranstaltungen statt. Insgesamt kamen zwischen 50 000 und

60 000 Personen in den Genuss einer Erzählnacht.

Die Schweizer Erzählnacht ist ein Projekt des Schweizerischen Instituts für Kinder- und Jugendmedien SIKJM in Zusammenarbeit mit Bibliomedia Schweiz und UNICEF Schweiz.

Ab sofort kann man sich für den praxisorientierten Kurs des SIKJM mit Anregungen und Tipps für die Durchführung einer Erzählnacht anmelden. Ab 1. Juni 2011 sind Medienlisten und Gestaltungsideen zum Motto auf der SIKJM-Website zum Download bereit.

Die Projektpartner bitten alle Teilnehmenden, sich auf www.sikjm.ch anzumelden, damit der nationale Charakter der Erzählnacht sichtbar gemacht werden kann. www.sikjm.ch

SCHWEIZERISCHES INSTITUT FÜR
KINDER- UND JUGENDMEDIEN SIKJM

Kursprogramm 2011

Auf dem Programm stehen Kurse zu Neuerscheinungen und Trends, literaler Förderung und Schätzen aus der Bibliothek.

Das SIKJM bietet auch 2011 eine breite Palette von Weiterbildungskursen an. Sie richten sich an Lehrpersonen aller Stufen, Bibliotheksmitarbeitende und andere Interessierte. Ein Teil der Kurse widmet sich verschiedenen Trends und Neuerscheinungen, von Bilderbüchern über Comics bis zu Hörbüchern. Wie schon in den letzten Jahren wird unter anderem auch der anhaltende Fantasy-Trend unter die Lupe genommen. Sieben weitere Kurse behandeln ein spezifisches Thema der Lese- und Medienförderung. Sie gehen beispielsweise der Frage nach, wie Jungs zu jungen Lesern werden oder welche präventiven Massnahmen gegen Cyberbullying getroffen werden können. LiebhaberInnen älterer Bücher können in zwei Kursen in den Raritäten der SIKJM-Bibliothek schmökern. Die detaillierten Kursbeschreibungen und ein Anmelde-

formular sind im Internet zu finden unter www.sikjm.ch/Leseförderung/Kurse.

SCHWEIZERISCHES INSTITUT FÜR
KINDER- UND JUGENDMEDIEN SIKJM

«Wenn an Stangen Schlangen hängen»

Die Jahrestagung des SIKJM, die am 9./10. September 2011 in Murten stattfindet, widmet sich diesmal dem Thema Rhythmus und Reim.

Gedichte tönen, Gedichte kribbeln, Gedichte haben einen Herzschlag: Abzählreime, Bilderbuchtexte, Kinderlieder, Rap, Gebrauchslyrik – es dichtet, wo immer man hinschaut. Was macht dieses Genre so attraktiv? Welche Brückenfunktion nehmen Gedichte ein zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit? Und in welchen Kontexten werden sie verwendet? Die Jahrestagung des SIKJM stellt sich dem Dauertrend Lyrik in Kinder- und Jugendmedien, vermittelt Hintergründe und regt an, sich mit dem schillerndsten aller literarischen Genres auseinanderzusetzen.

Am 9. und 10. September 2011 können Interessierte im Centre Löwenberg bei Murten in die Welt von Rhythmus und Reim eintauchen – unter anderem mit dem Autor und Lyriker Jan Koneffke (siehe Interview auf Seite 16).

www.sikjm.ch

VERZEICHNIS DER REZENSIERTEN MEDIEN

APPELT, KATHI. Am dunklen Fluss S. 27
 BLACK, HOLLY. Weisser Fluch S. 30
 BLAZON, NINA. Polinas Geheimnis S. 26
 BÜTTNER, OLAF. Filmriss S. 5
 CARLS, CLAUDIA. Woher kommt der Wind? S. 8
 CASHORE, KRISTIN. Die Flammende S. 30
 CODY, MATTHEW. Achtung Superheld! S. 26
 DE GOLDI, KATE. Abends um 10 S. 28
 DE QUIDT, JEREMY. Finsterherz S. 31
 EAGLAND, JANE. Mein Herz so wild S. 30
 ENQUIST, PER OLOV. Grossvater und die Schmuggler S. 27
 GÖHLICH, SUSANNE. Juri fliegt zu den Sternen S. 24
 GUILLOU, JAN. Evil – Das Böse S. 11
 HAAS, WOLF / PRÄAUER, THERESA. Die Gans im Gegenteil S. 24
 HÄRTLING, PETER. Paul das Hauskind S. 14
 HEEKYOUNG, KIM. Wo geht's lang S. 32
 HEUSSEN, RON U.A. Das geheime Leben der Bücher vor dem Erscheinen S. 22
 HOHLER, FRANZ. Es war einmal ein Igel S. 24
 HUWYLER, MAX. Was ist – ist was S. 26
 JACOBSON, SID / COLÓN, ERNIE. Das Leben von Anne Frank S. 33
 KIM, HEEKYOUNG. Wo geht's lang? S. 32
 KING, STEPHEN. Das Mädchen S. 28
 KNÖDLER, CHRISTINE (HRS.G.). MIT VOLLER WUCHT – Geschichten über Gewalt S. 11
 KONEFFKE, JAN. Allein mit Onkel Kuddel S. 16
 KONEFFKE, JAN. Die Sache mit Zwillie S. 16
 KRESLEHNER, GABI. Und der Himmel rot S. 28
 LINDGREN, ASTRID. Karlsson vom Dach (Hörbuch) S. 33
 PRESSLER, MIRJAM. Ein Buch für Hanna S. 11
 SATTOUF, RIAD. Meine Beschneidung S. 33
 SCHROCKE, KATHRIN. Freak City S. 31
 SCHUBIGER, JÜRIG / BERNER, ROTRAUT SUSANNE. Als der Tod in die Welt kam S. 23
 SPINNEN, BURKHARD. Auswärtslesen: Eine Litanei S. 32
 SPRINGSTUBB, TRICIA. Das Geheimnis der vermissten Dinge S. 25
 STORM, THEODOR / SAUVANT, HENRIETTE. Der kleine Häwelmann S. 8
 TELLER, JANNE. Nichts. Was im Leben wichtig ist S. 11
 TULLET, HERVÉ. Mitmachbuch S. 23
 TULLSON, DIANE. Wie im Rausch S. 5
 TWAIN, MARK. Tom Sawyer als Detektiv S. 25
 WAHL, MATS. Du musst die Wahrheit sagen S. 29
 WORMELL, CHRIS. Ein kluger Fisch S. 23
 ZÖLLER, ELISABETH / KOLLOCH, BRIGITTE. Bis ans Limit S. 5

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN: Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM
 Zeltweg 11, CH-8032 Zürich
 Telefon +41 (0)43 268 39 00, Fax +41 (0)43 268 39 09
 E-Mail: info@sikjm.ch, Internet: www.sikjm.ch
 Postscheckkonto: 87-778988-9; Postbank NL Karlsruhe, Johanna Spyri-Stiftung, 8032 Zürich
 Bankleitzahl: 66010075, Kontonummer: 284069755

ISSN 1660-7066

REDAKTION UND GESTALTUNG: Christine Lötscher, christine.loetscher@sikjm.ch;
 Manuela Kalbermatten, manuela.kalbermatten@sikjm.ch,
 INSERATE: Katrin Schnellmann, katrin.schnellmann@sikjm.ch
 ABONNEMENTE: Mitglieder gratis
 MITGLIEDERBEITRÄGE 2011: Einzelmitglied Fr. 50.–, Kollektivmitglied Fr. 100.–
 Bibliotheken mit Erwerbungsset unter Fr. 5'000.–; Fr. 50.–
 Bibliotheken mit Erwerbungsset über Fr. 5'000.–; Fr. 100.–

JAHRESABONNEMENT 2011: Inland: Fr. 40.–, Ausland: Euro 35.–, Einzelheft: Fr. 12.–

AUFLAGE: 3'400 Exemplare. Erscheint viermal jährlich
 KONZEPT: Prill, Vieceli, Albanese
 DRUCK, LITHOS UND VERSAND: Geiger AG Bern, Habsburgstr. 19, CH-3000 Bern 6
 Telefon +41 (0)31 352 43 44, Fax+41 (0)31 352 80 50, ISDN +41 (0)31 352 76 79
 info@geigerdruck.ch

REDAKTIONSSCHLUSS: Heft 2/11: 18.4.2011, Heft 3/11: 22.8.2011, Heft 4/11: 31.10.2011
 Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln nur mit Genehmigung der Redaktion.

AGENDA BUCH&MAUS

18. April 2011

Luzern, Verkehrshaus: Verleihung des
 Prix Chronos 2011 um 14 Uhr.
 www.prosenectute.ch

10. Mai 2011

Zürich, SIKJM: Informationsabend zum
 Lehrgang LeseanimatörIn SIKJM. 18.15 bis
 19.30 Uhr.
 www.sikjm.ch

Ab 14. Mai 2011

Baden, Kindermuseum: Faszination Buch.
 www.kindermuseum.ch

18. Mai 2011

Luzern, PHZ, Zentrum Medienbildung: Le-
 setagung zum Thema «Lesen mit Augen,
 Ohren und Füssen». 13.30 bis 17.15 Uhr.
 www.zembi.ch

2. bis 5. Juni 2011

Männedorf, Tagungs- und Studienzen-
 trum Boldern: 24. Jahrestagung der Gesell-
 schaft für Kinder- und Jugendliteraturfor-
 schung (GKJF) zu Krieg und politischen
 Konflikten in Kinder- und Jugendliteratur
 und -medien.
 www.gkjf.de

3. bis 5. Juni 2011

Solothurn, Landhaus: Solothurner Litera-
 turtage.
 www.literatur.ch

9. Juni 2011

Zürich, Zentralbibliothek: Buchvernissa-
 ge von Band 3 der Reihe «Pfarrherren,
 Dichterinnen, Forscher»: Christian Heus-
 ser (1826–1909). Briefe an die Familie.
 www.sikjm.ch

18. bis 19. Juni 2011

Rheinfelden, Schloss Beuggen: Sympo-
 sion der Schweizerischen Märchenges-
 ellschaft: «Ein Märchen, viele Lesarten:
 Aschenputtel».
 www.maerchengesellschaft.ch

9./10. September 2011

Murten, Centre Löwenberg: Jahres-
 tagung des SIKJM zum Thema Lyrik in
 Kinder- und Jugendmedien.
 www.sikjm.ch

11. November 2011

Schweizer Erzählnacht unter dem Motto
 «Anderswelten».
 www.sikjm.ch

18. bis 20. November 2011

Basel, Messe: BuchBasel mit Literatur-
 festival. www.buchbasel.ch